

Meditationen, kleine theologische Gebrauchstexte u.ä.

Aus dem diakonie-report (Informationen aus dem Diakonischen Werk der EKD)

„Ich sehe dich mit Freuden an...“

Gedankensplitter zur menschlichen Sehfähigkeit und ihrer religiösen Bedeutung

„Ich sehe die Sache so ...“, sagte der eine in der Diskussion und legte los. Ein anderer antwortete: „Tut mir leid, so kann ich's absolut nicht sehen“, und legte los. Ein dritter meinte: „Ich kann die Sicht meiner Vorredner beim besten Willen nicht teilen“, und legte los.

Haben nicht alle drei dieselben Augen? Grundsätzlich wenigstens? Ist unser Denken die logische Folge unserer Wahrnehmungen? Oder sind unsere Wahrnehmungen die logische Folge unseres Denkens? Gewinnt der die Diskussion, der am schärfsten denkt? Oder der mit den schärfsten Augen? Wahrscheinlich können alle diese Fragen bejaht werden, und das macht die Sache so kompliziert. Daran muß es liegen, daß es beim Anschauen ein und derselben Welt soviel Gläubigkeit und soviel Unglauben gibt.

Sind wir Evangelischen blind?

„In so einem katholischen Gottesdienst wird doch mehr für's Auge geboten als bei uns, nicht wahr?“ flüsterte mir ein Mitsänger im ökumenischen Kirchenchor während einer Messe zu. Ich nickte, aber erwiderte: „Dafür wird in unseren Gottesdiensten vielleicht mehr für die Ohren geboten.“ Zugleich mußte ich vor diesem Aufrechnen erschrecken. Eigentlich schlimm, dieses Verrechnen „religiöser Organe“! Sollten etwa Katholiken eher taub und wir Evangelischen eher blind sein?

Andererseits: Was für eine Wohltat, diese Aufrechenbarkeit, für jene, die keine Wahl haben, die blind oder taub sind!

Manchmal, wenn bei Sitzungen die Konzentration schwindet und die Gedanken abschweifen, wird die leere Wand mir gegenüber zur Leinwand, auf der ich bewegte Bilder sehe. Oder das leere Blatt vor mir wird zum Bildschirm ... oder zum Spiegel. Wie gut aber in jedem Fall, daß einen das Leere nicht erschrecken muß, wenn das Denken aufhört! Ich bin mir sicher: Gott wollte uns so haben, auch mit unseren Einbildungen: Wir stehen selbst dann nicht vor dem Nichts, wenn man uns nichts mehr zu sagen hat.

Beim Beten gibt es kein Gesetz

In einem Gottesdienst, den ich einmal in einem kleinen Dorf hielt, beobachtete ich, daß sich die Männer während der Gebete ihre Hüte und Mützen vor die Gesichter hielten. Später erklärte es mir der alte Organist: „Das tun sie für den Fall, daß sich ihre Augen beim Beten zufälligerweise doch einmal öffnen.“

Sicher kann man offenen und geschlossenen Auges beten. Da gibt es kein Gesetz. Doch zeigt ein Blick auf die biblischen „Seher“: Ein kleiner Blick auf Gott wird von uns Sterblichen oft gerade mit geschlossenen Augen erhascht.

Kirchenräume und Liturgie lenken den Blick in bestimmte Richtungen. Sicher nicht zufällig. Die Gemeinde schaut geradeaus zum Altar, aufwärts zur Kanzel, unter sich beim Gebet. Wenn man einmal die neumodische Unterstellung, die Kanzelprediger wollten bloß „über“ ihrer Gemeinde stehen, beiseite schiebt, bleibt als Sinn: Alle drei

Blickrichtungen sind wichtig, umspannen unsere ganze Wirklichkeit — so wie Gott über uns, neben uns und unter uns ist.

Gut gestaltete Kirchen und gute Liturgien lenken den Blick auf das Ganze.

„Organ der Weltanschauung“

Alexander von Humboldt formulierte einmal: „Das Auge ist das Organ der Weltanschauung.“ Weltanschauung, das war ein Begriff für eine weite, möglichst umfassende Sichtung der Wirklichkeit. Heute findet Weltanschauung auf einem beengten Aussichtsplateau statt, das die Blickrichtung festlegt und eingrenzt. Folgerichtig ist das Auge nicht mehr das Organ der Weltanschauung, sondern etwa die erhobene Faust — oder die Kehle.

Ein phantastisches Wort: „Augenweide!“ Eine schöne Landschaft, der Anblick spielender Kinder, Menschen und Dinge, an denen ich mich freue; ein Gegenüber mir zugute, das ist eine Augenweide. Ich kann meine Augen und Gedanken in solcher Landschaft spazierenführen. Aber mehr noch: Ich kann „abgrasen“, kann meine Seele davon aufbauen und nähren. Gottes Wohnungen, lieblich anzuschauen, seien eine Augenweide, verspricht die Bibel. Wir sollen sie einstmals schauen. Was für ein Glaube!: Landschaft, in die Ewigkeit ausgezogen, von der wir immer leben können .. . „Der das Ohr gepflanzt, sollte der nicht hören? Der das Auge gebildet, sollte der nicht sehen?“ (Ps. 94,9)

Und: „Das Auge wird nicht satt zu sehen, das Ohr wird nicht voll vom Hören.“ (Pred.

1,8) Und: „Wenn dich dein Auge zur Sünde verführt, so reiße es aus!“ (Mark. 9,47)

(diakonie-report 3/1978)

Der Glaube und die guten Werke

Vom gnädigen Gott zum gnädigen Ich

Martin Niemöller stellte in den fünfziger Jahren einmal fest: Früher habe man gefragt „Wie bekomme ich einen gnädigen Gott?“, jetzt sei die Frage, die uns bewegt, die Frage nach dem gnädigen Nächsten. Angesichts der verbalen Inflation der Selbste - Selbsterfahrung, Selbstfindung, Selbstentfaltung, Selbstverwirklichung etc. - in der gegenwärtigen human- und sozialwissenschaftlichen Diskussion drängt sich der Eindruck auf, daß die Fragestellung neuerlich verschoben wurde: Aus der Frage nach dem gnädigen Gott ist - über die Zwischenstation „gnädiger Nächster“ - heute die Frage nach dem gnädigen Ich geworden.

Bei der Legitimation sozialer Arbeit, auch kirchlicher Sozialarbeit, ist heute weithin weniger die Rechtfertigung vor Gott im Blick als vielmehr die Rechtfertigung vor anderen und sich selbst. Diese Form der Selbstrechtfertigung, diese - vielleicht - neue Werkgerechtigkeit, die auch in der Kirche Einzug gehalten hat, wurde nicht zuletzt durch psychologische Analyse erhellt: Selbstrechtfertigung als vorbewußtes Motiv.

Hinterfragte Motive helfenden Handelns

Enthüllender Literatur wie etwa W. Schmidbauers Buch über die „hilflosen Helfer“ hätte es dabei gar nicht unbedingt bedurft. Es gehört zum christlichen, speziell zum reformatorischen Grundwissen, daß die Liebe zwar das tiefste Kennzeichen gläubigen

Daseins ist, Frucht des Geistes, wie es heißt, Zeichen der anbrechenden Gottesherrschaft - aber auch, daß nicht alles Liebe ist, was sich als Liebe ausgibt.

Wenn ich mir z. B. manche Kindererzieher genauer ansehe, elterliche oder professionelle, muß mir sehr wohl aufgehen, wie glänzend sich pure Herrschaftsausübung als Liebe verkleiden läßt. Nicht anders in manchen Sparten sozialer Arbeit, wo sicher nicht immer nur müde Hände und schwankende Knie gestärkt werden, sondern Menschen auch „klientelisiert“ werden können: durch mächtige, machtausübende soziale Dienstleistungsapparate, durch omnipotente Helfer und deren Psychologie, Menschenbild oder Gesellschaftstheorie. Dabei kann es gewiß geschehen, daß Menschen eher schwächer gemacht werden, weil abhängig gemacht werden.

Doch, Herrschaft hat viele Masken, und die Liebe kann eine davon sein. Schier überall, auch in der sozialen Arbeit.

Und wenn ich mich umsehe unter Verwandten, Freunden und Kollegen, dann stoße ich auf manch einen, der anderen hilft - „und kann sich selbst nicht helfen“; der sich auf anderer Leute Probleme stürzt, obwohl - und vielleicht: weil - er mit sich selbst kaum fertig wird. Sicherlich, in der sozialen Arbeit wie auch sonstwo kann die Leidenschaft in Sachen Konfliktlösung für andere eine sogenannte Ersatzhandlung sein: ein Ersatz für die Unfähigkeit, eigenes Leben zu bewältigen, eigene Fragen zu beantworten.

Und schließlich kenne ich manche Menschen mit einem im Grunde depressiven Gemüt, die anderen oft unheimlich viel Gutes tun: weil sie dieses Bewußtsein, etwas Gutes getan zu haben, für ihr eigenes seelisches Gleichgewicht einfach brauchen. Das gibt es sicher: gute Werke als Selbsttherapie. Ich habe dieses Verhalten bei Ehepaaren und zwischen Freunden ebenso angetroffen wie unter professionellen Helfern der Menschheit.

Oft verbinden sich mehrere solcher und ähnlicher Motive im helfenden Handeln, und alle diese Motive haben - irgendwie - mit Selbstrechtfertigung zu tun. Auch an mir selbst beobachte ich immer wieder einmal, daß sich das eine oder andere „psychologische Motiv“ dieser Art einschleicht, wenn ich „gute Werke“ getan habe. Daß es diese mehr oder weniger bewußten Elemente der Selbstrechtfertigung im helfenden Handeln gibt, ist mir keine Frage mehr. Vielmehr stellt sich die Frage, wie dieser Befund zu bewerten ist, wie er in ein christliches Lebensverständnis eingeordnet werden kann.

„Nicht an den Werken, sondern an der Natur“

So destruktiv die bisher geschilderten Beobachtungen klingen mögen, so anstößig die Rückführung vieler „guter Werke“ auf psychologisch erklärbare Motive für manchen sein mag: All dies spiegelt doch nur realistisch die Menschenwirklichkeit wider, wie sie in der Reformation neu entdeckt wurde. Die Reformatoren mußten sich mit einer Theologie auseinandersetzen, die zwar die Sünde kannte, die aber doch auch „einen heilen, von der Sünde nicht tangierten Anknüpfungspunkt für Gottes Heilshandeln im Menschen retten wollte“ (H.-M. Barth). Luther hat auch noch diesen letzten heilen Punkt im Menschen ausgestrichen. Das angeblich Gute im Menschen, das dann nur in rechter Weise zur Entfaltung gebracht werden muß, gibt es nicht. Der Mensch ist vor Gott wesenhaft Sünder und kann auch durch gute Werke nicht gut werden. Er, Luther, schrieb, unser Schaden und Gebrechen liege „nicht an den Werken, sondern an der Natur“.

So gesehen, kann das psychologische Auseinanderbröseln unseres helfenden Tuns und seiner Motive für den evangelischen Christen seinen Schrecken verlieren und muß nicht lähmen. Die in der Reformation neu ausgesagte, biblisch begründete Wahrheit über den Menschen wird meines Erachtens heute nur durch „weltliche“, wissenschaftliche Beobachtungen bestätigt. Es besteht Übereinstimmung zwischen meinem protestantischen Grundwissen über mich selbst und den Ergebnissen einer modernen Motivforschung: Je mehr ich über die Motivationen meines Handelns und über die menschliche Natur erfahre und weiß, desto klarer wird mir, daß ich durch mein Tun nicht gerechtfertigt werden kann.

Denn ich komme, auch wenn ich mich noch so leidenschaftlich anderen Menschen und ihren Nöten zuwende, nicht von mir los. Das weiß der evangelische Christ, und das weiß der Analytiker.

Die Frage ist nur, welche Konsequenzen ich aus diesem Wissen ziehe. Ich kann aus der Not eine Tugend machen, kann meine Rechtfertigung suchen auf den angenehm vernünftig gepolsterten Stühlen in den Schulen, die mich lehren, daß ich meine Selbstheilungskräfte nur richtig für mich selbst und andere aktivieren muß.

Oder aber ich setze mich auf die Armesünderbank und lasse mir sagen, daß ich trotz meines Wesens, trotz meiner Natur Sinnvolles tun kann, weil Gott mich trotz meiner selbstischen Art annimmt - aus Gnade. Das traurige Argumentieren mit meinen eigenen positiven Punkten, das masochistische Tiefengewühle nach den Spuren meiner Selbstheilungsqualitäten, die exhibitionistischen, eiteln Selbstverwirklichungsexperimente, all das kann, soll und darf aufhören. „Wer so an sich selbst verzweifelt, dem kann Gott nicht anders als gnädig sein durch Christus und ihm alles Gute schenken“, sagt Luther zu dieser sicher schmerzhaften Selbstaufgabe, zu diesem immer wieder neu zu erkämpfenden Verzicht auf die Rettung meines Selbst, meiner Qualität, meiner Eigenleistung.

Dieses „...alles Gute“, von dem Luther spricht, wird dann freilich nicht ohne Werke bleiben.

(diakonie-report 2/1979)

Wo die Diakonie steht

Heute will der eine wissen, wo der andere steht: Links, rechts oder in der Mitte. Wer erst einmal irgendwo steht, ist festgelegt. Eigentlich seltsam und dynamisch gedacht, diese Sucht nach Standortbestimmungen.

Würde ich gefragt, wo eigentlich die Diakonie der Kirche steht, müßte ich eine Geschichte erzählen: „Und es begab sich, daß ER in eine Stadt mit Namen Nain ging; und seine Jünger gingen mit ihm und viel Volks. Als er aber nahe an das Stadttor kam, siehe, da trug man einen Toten heraus, der der einzige Sohn war seiner Mutter, und sie war eine Witwe; und viel Volks aus der Stadt ging mit ihr. Und da sie der Herr sah, jammerte ihn derselben, und er sprach zu ihr: Weine nicht! Und trat hinzu und rührte

den Sarg an, und die Träger standen. Und er sprach: Jüngling, ich sage dir, stehe auf! Und der Tote richtete sich auf und fing an zu reden, und er gab ihn seiner Mutter. Und es kam sie alle eine Furcht an, und sie priesen Gott und sprachen: Es ist ein großer Prophet unter uns aufgestanden, und: Gott hat sein Volk heimgesucht“ (Lukas 7, 11 bis 17).

Das ist die Geschichte einer Begegnung. Nein, eigentlich ein Zusammenstoß. Die einen wollen aus der Stadt heraus. Der Tod ist asozial. Draußen liegen die Gräber. Auch bei uns war das so, wenn auch unsere Städte die Friedhöfe meist eingeholt haben, über sie hinausgewachsen sind. Aber im allgemeinen gilt: Der Tod wird vor die Stadt, vor das Dorf getragen, an den Rand. Die einen tragen also den Tod hinaus. Die andern wollen in die Stadt hinein.

Ein seltsamer Zusammenstoß, quasi im Niemandsland zwischen der Stadt mit ihrem lauten, pulsierenden Leben und dem Friedhof mit seiner Grabesstille. Das ist ein sehr grundsätzlicher Zusammenstoß, wie ich glaube.

Genau da, in diesem Niemandsland, treffen wir in der Diakonie die Menschen an, und Erfahrungen aus beiden Richtungen prägen uns: In unseren Krankenhäusern werden keineswegs alle Patienten gesund. Manche können wir mit Jesus in die lebendige Stadt zurückschicken. Manche müssen wir den anderen Weg ziehen lassen — und können's nicht verhindern. In unseren Heimen haben wir keinen Jungbrunnen für unsere Alten und keinen Nürnberger Trichter für unsere geistig Behinderten. Ein Stück Niemandsland, auf dem wir arbeiten, das aber auch niemand so gut kennt, wie wir's kennen müßten, dieses Grenzland, in dem alles auf dem Spiel steht: den Tod auf der einen Seite, auf der anderen das Vertrauen in wahres Leben. Und daß wir überhaupt auf dem Weg bleiben, auf dem das Leben begegnen kann, das Heil, das Heilwerden, das rechtfertigt unsere Arbeit: Weil wir die Dinge nicht nur auslaufen und weiterlaufen lassen können — bis an den äußersten asozialen Rand, wo nur noch Resignation ist und Wut oder Trauer; weil wir im menschlichen Niemandsland die Begegnung mit Jesus vorbereiten, die für jeden kommen kann; weil wir dabei Ausschau halten nach dem, der uns gerade „auf der Grenze“ entgegenkommt, Gott.

Bei allem Aufwand, den auch wir in der Diakonie heute treiben, bei aller Sachlichkeit des Arbeitens und wissenschaftlichen Angemessenheit, um die wir uns in unseren Einrichtungen mühen: Im Grunde ist es doch der Glaube an ein Wunder, das uns und andere am Leben erhält. Wir können unsere Arbeit „versachlichen“, wir können dies auch mit der erwähnten Geschichte aus der Bibel tun: Wenn wir den Glauben, die Hoffnung auf das Wunder streichen, dann wird der Sohn der Witwe begraben. Dann endet alles mit „Erde zu Erde“ — auch unsere Diakonie. Dann machen wir dem Jüngling einen ehrenden Nachruf, rechnen der Witwe ihre Rente aus und sagen ihren Nachbarn, sie möchten gut zu ihr sein. Das wäre zwar besser als nichts. Aber die Mutter bliebe untröstlich und der Appell an die Nachbarn unverbindlich.

Wenn wir aber bei allen, die in Resignation, in Stumpfheit oder Trauer sind, die Bereitschaft wachhalten: Ihr könnt dem Leben begegnen, auch jetzt, auch da, wo ihr jetzt steht —dann haben wir mehr getan. Dann hat unsere Arbeit sogar noch in jenem Niemandsland einen Sinn, in dem die Medizin, die Psychologie oder die Pädagogik jeden Sinn verloren haben und am Ende sind.

„... und sie priesen Gott und sprachen: Es ist ein großer Prophet unter uns aufgestanden, und: Gott hat sein Volk heimgesucht.“ Genau da ist die Diakonie plziert, wo eigentlich keiner mehr weiß — auch die Frömmsten nicht und auch die Zweifler nicht —, ob sie Gott fürchten oder preisen sollen; wo eigentlich keiner mehr weiß, ob noch etwas Großes unter uns geschieht — oder ob wir es mit Gottes Heimsuchung zu tun haben.

(diakonie-report 5/1977)

Aus +++im Gespräch miteinander
(ehemalige, anspruchsvolle Kirchenzeitung der Ev. Kirche in Hessen und Nassau, produziert von der Edition Rau)

Barmherzlichkeit

Barmherzigkeit mag er nicht, aber er liebt ein paar Dörfer im hessischen Ried, weil er dort als Gelegenheitsarbeiter »immer sehr herzlich« aufgenommen wird. Auf seine Kollegen, die auf die Mitleidsmasche reisen und »die barmherzigen Gefühle« ansprechen, blickt er herab — unser Freund Charly, der nicht so heißt, aber so genannt werden möchte; seines Zeichens ein Tippelbruder oder, in korrektem Deutsch, ein Nichtseßhafter bzw. Wohnsitzloser.

Er ist schon eine besondere Nummer, dieser großgewachsene bärtige Kerl mit den dunklen Augen in seinem roten Gesicht; in seinem recht gut aussehenden Trachtenanzug mit dem Rucksack hintendrauf. Die Regelmäßigkeit, mit der er bei uns haltmacht, entspricht der Festigkeit seines Menschen- und Weltbildes.

Also: Barmherzigkeit mag er nicht, braucht er auch nicht, sagt er. Auf den Ämtern holt er sich nur, was ihm rechtens zusteht. Was er darüber hinaus braucht, verdient er sich als Aushilfsarbeiter. »Schließlich ist das Geld, das sie mir auf dem Sozialamt geben, nicht das Eigentum dieser Herrschaften, auch wenn sie manchmal so tun; sie verwalten es nur. Die leben genauso auf Kosten der Allgemeinheit wie ich.« Und dann kommt meist die obligatorische Aufklärung über unser Staatswesen: »Schließlich haben wir...« — er beginnt viele Sätze mit dem Wort »schließlich«; daß er sich dauernd rechtfertigen muß, sein Leben und seinen Lebensstil, ist ein fester Bestandteil seiner Sprache geworden — »Schließlich haben wir einen sozialen Rechtsstaat, nicht wahr? Ich *brauche* nicht für alles danke schön zu sagen. Nach dem Gesetz hat jeder, der Unterstützung braucht, einen Rechtsanspruch darauf.«

Und dann überzieht er, trägt noch einmal besonders dick auf — in einer Mischung aus Ironie, lachender Verzweiflung und lebensnotwendigem Selbstzuspruch: »Wenn's nicht Leut' wie mich gab', könnten sie ganze Verwaltungen dichtmachen. Ich erhalte schließlich Arbeitsplätze. Denk mal an die vielen Sozialarbeiter, die's nur gibt, weil's Leut' wie mich gibt!«

Das ist einer, der Charly. Spätnachmittags, wenn er weiß, daß er die Sorge um eine Übernachtungsgelegenheit los ist, weil er bei uns schlafen kann, wird er bei einem Glas

Wein schon auch mal sentimental. Er erzählt, daß es in seinen Kreisen keine Freundschaften gibt. Keine wirklichen. Daß in den Übernachtungsheimen jeder das bißchen, das er hat, sorgfältig vor den anderen schützt. Wie groß der Neid ist und das Statusgefälle zwischen »Edelberber« und gewöhnlichem Penner, zwischen dem, der wenig hat, und dem, der noch weniger hat. Wie hart die Hackordnung ist, zum Beispiel zwischen denen, die »noch klar denken können«, und denen, »die ihren Verstand kaputtgesoffen haben« und die auch ihm nicht leid tun, weil sie »selber dran schuld« sind.

Wenn er weiterzieht, sagt er danke schön und kündigt lachend an, daß er in einem dreiviertel Jahr mal wieder vorbeischaue. Anschließend sitze ich da mit meinen Eindrücken und versuche, das Erlebte einzuordnen.

Was schon unter uns Normalbürgern schwer zu ertragen, aber scheinbar unumgänglich ist: die Hackordnungen, das Statusdenken, der Neid wirken auf der untersten sozialen Ebene besonders bizarr und entlarvend lächerlich. Wir hacken, statuieren und neiden ja gemeinhin, weil wir denken, wir hätten etwas zu verlieren. Wo es nichts mehr zu verlieren gibt (außer dem nackten Leben), enthüllt sich das große Geltungsspiel als Absurdität.

»Mit denen habe ich überhaupt kein Mitleid«, so reden sich auch ganz andere Kreise um Kopf und Herz. Und das sattsam bekannte »Selber schuld« dämpft auch bei Gutsituierten unerwünschte Anflüge von Barmherzigkeit. Charly ist also ganz normal. Er baut auf seine Weise mit an der unbarmherzigen Welt, die auch ihn hervorgebracht hat und die ihn eines relativ frühen Tages — Nichtseßhafte werden selten alt — per Armenbegräbnis wieder loswerden wird.

Herzlichkeit sucht er, braucht er als Lebens-Zeichen und Lebens-Mittel. So wie jeder Mensch. Und daß er vor Erfahrungen von Barmherzigkeit regelrecht Angst hat, verbindet ihn ebenfalls mit vielen anderen. Barmherzigkeit klingt in vielen Ohren heutzutage nach sentimentalischer Herablassung, die den Stolz verletzen kann. Schade, daß das Wort eine solche Bedeutungsverschiebung erfahren hat, zu seinem Nachteil! In der Bibel ist Barmherzigkeit ein umfassendes, ganzheitliches Wort, in dem das Herz und das Denken und das Handeln ganz eng beieinander sind. Deswegen ist der barmherzige Samariter weder gefühlsduselig noch herablassend. Er hilft einem Menschen handfest und rational, spontan und planvoll. Er hilft mit allen Mitteln, durch Entschlußfreudigkeit, Zupacken und materielle Absicherung. In der Barmherzigkeit des Samariters wird die Barmherzigkeit Gottes anschaulich. Nichts gegen Herzlichkeit! Aber Barmherzigkeit im eigentlichen Sinne ist mehr! Es wäre schön, wenn wir ein Wort hätten, das beides zusammenbringt, so ein Wort wie Barmherzlichkeit.

(+++im gespräch 4/1985)

Menschen unterwegs

An diesem Abend war der Aufenthaltsraum der ökumenischen Bahnhofsmision anfangs etwas spärlicher gefüllt als sonst. Fast alle Gäste hatten einen Tisch für sich:

- Die Achtzigjährige mit dem dünnen weißen Haar und den unternehmungslustigen Augen. Sie kommt aus Dresden. Sooft sie kann, fährt sie in den Westen. Angehörige hat sie hier nicht; ihre Wahlverwandtschaft sind seit Jahren die Mitarbeiterinnen der Bahnhofsmission, wo sie immer einige Nächte wohnt. Gefragt, warum sie in ihrem Alter noch ständig unterwegs ist, sagt sie: „Das hält mich am Leben.“

- Die 17jährige Drogenabhängige aus dem Rheinland, die sich Nana nennt. Sie hat es genau drei Monate und drei Tage in der Fachklinik ausgehalten, dann ist sie ausgerissen. „Wollen Sie nicht wieder zurück? Wir können das gern vermitteln.“ - „Gibt es jemand, den ich für Sie anrufen könnte und der Sie vielleicht abholt?“ - Jedesmal Kopfschütteln: „Ich habe aber viele, viele Freunde; bloß weit weg. Ich komme da schon hin.“ Nana: längst im Begriff, eines der verlorenen Kinder unserer Gesellschaft zu werden. Ich glaube, sie weiß es. Sie weiß auch, daß sie auf ihrer Reise viele treffen wird, die vorgeben, ihr zu helfen -und dabei doch nur ihre Notlage ausnützen. Hier ist sie noch einen Augenblick lang sicher vor ihren künftigen Freunden.

- Der brav angezogene, stramm gescheitelte elfjährige Junge. Er ist nur für gut eine Stunde hier, wird nachher in den Anschlußzug gesetzt. Er fährt während der Ferien zu seinem Vater. Seit die Eltern über 400 km voneinander entfernt wohnen, ist das so. Getränk und Gebäck will er nicht. Die Mutter habe ihn mit Broten und Süßigkeiten beladen „für mindestens eine halbe Woche. Mein Vater soll nicht denken, daß mir irgendwas fehlt“.

- An einem Tisch für sich: die vierköpfige Familie, von Friedland unterwegs ins Württembergische. Vor allem die Mutter sucht das Gespräch mit den Mitarbeiterinnen. Maria Weber heißt sie und kommt tatsächlich aus Kasachstan. Die Töchter, so erzählt sie mit unverkennbar schwäbischem Zungenschlag, seien ganz verzweifelt gewesen, als die Eltern den Ausreiseantrag aus der UdSSR gestellt hätten; weil sie ihre Freunde und ihre Arbeit dort nicht verlassen wollten. Jetzt seien aber alle sehr froh, daß sie „endlich zu Hause“ sind. Unübersehbar hat die jüngste Tochter rotgeweinte Augen.

Der Abend war noch lang, und der Raum füllte sich. Zwei sogenannte Stadstreicher waren dabei, die etwas essen wollten. Ein Äthiopier, wohl Mitte dreißig, der anderntags Asyl beantragen wollte. Einer, dem sie beim Kneipenbummel in Bahnhofsnähe die Brieftasche geklaut hatten. Ein sichtlich verwirrter alter Mann, der nicht sagen konnte, was er hier wollte. Ein anderer alter Mann, den die Verwandten am Zug abzuholen vergessen hatten.

„Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt kurze Zeit und ist voll Unruhe“, steht im Buch Hiob. Unterwegs sein: Manche hält es am Leben. Manche bringt es um. Bei manchen ist es noch nicht ausgemacht.

(+++im gespräch 4/1987)



Liebesgeschichten - Engelsgeschichten

Die heilige Elisabeth wurde häufig in Bilder und Worte gefaßt; Maler, Bildhauer, Dichter und Schriftsteller versuchten sich an ihrem Leben. Und alle Darstellungen sind eigentlich Versuche, das Geheimnis dieses Menschen zu entschlüsseln, zu ergründen, woher die junge Frau die Inspiration und die Kraft hatte, ein Engel der Armen, der Krüppel, der Aussätzigen, der hungernden und verkommenen Kinder zu werden. Ihr Lebenslauf könnte nämlich auf ein eher unglückliches Leben schließen lassen: 1208 wurde die ungarische Königstochter als einjähriges Mädchen mit dem thüringischen Landgrafensohn verlobt, vom 4. Lebensjahr an auf der Wartburg auf diese Verbindung hin erzogen, mit 14 Jahren verheiratet; sechs Jahre später war sie Witwe, Kreuzzugswitwe; von Verwandtschaft wurde sie um einen Großteil ihrer Habe gebracht, zeitweilig war sie auf der Flucht, zog schließlich auf einen Witwensitz in Marburg, errichtete ein Spital und widmete die wenige Zeit ihres restlichen Lebens - sie starb 24jährig - der hingebungsvollsten Diakonie.

Der Meister des Altenberger Altars, einer der vielen, der die Kraftquellen dieses Frauenle-

bens zu begreifen versuchte, läßt zwei Engel um Elisabeths Kopf schweben: einer krönt sie, der andere reicht ihr den Mantel, den sie an einen Armen weitergibt. Elisabeth gibt weiter, was sie empfängt. Deswegen kommt derselbe Mantel zweimal vor: in des Engels und in Elisabeths Händen.

Das war des Malers Ausdrucksmittel, um Woher und Wohin der Elisabeth-Diakonie in einem darzustellen, um all dies auf ein Bild zu bringen: Handeln und Motiv, Innen und Außen, diesseitige und Gottes Welt. Hatte Elisabeth einen diakonischen „Nachschub-Engel“? Bevor wir über diese Frage ins Schmunzeln kommen, empfiehlt sich ein wenig Nachdenklichkeit: wenn aus unseren Händen oft nichts mehr kommt, liegt das vielleicht daran, daß wir uns nichts in die Hände legen lassen.

Sie sehen geschafft aus.

Ich komm grad vom alten Herrn Konrad in der Weilerstraße.

Wie geht's ihm denn inzwischen?

Er kann nix mehr bei sich behalten. Wir haben ihn grad frischgemacht.

Wie ich den alten Konrad kenn, ist ihm das sehr peinlich, wenn er gefüttert und gewandelt werden muß.

Isses ihm! War heut auch arg grob, hat mich angefaucht: was ich wieder an ihm herumfummeln tät; ich würd' ihm wehtun, soll mich fortmachen ...
Die Tochter schafft's wohl nicht mehr lang allein daheim mit ihm?
Die ist selber schon siebenundsechzig. War ihr sehr unangenehm, daß ihr Vater mich beschimpft hat. Sie hat mir extra laut nachgerufen: Sie sind ein Engel, Schwester Doris! Selber einer!, hab' ich zurückgerufen.
Da haben Sie heut ja schon die ganze Spannbreite abgekriegt: von der Verwünschung bis zum Engelstitel!
Tja, Herr Pfarrer! Berufsrisiko. Sie gestatten, daß ich entschwebe? Hab' noch zwei Patienten!
Wie! Ach so. Ja, auf Wiedersehen!

Manchmal stehen Geschichten von „unmöglichen Verbindungen“ in Zeitungen und Zeitschriften - vornehmlich in solchen, die es planmäßig auf die Aufgeregtheit ihrer Leserinnen und Leser absehen. Geschichten wie diese: Todunglückliche, also frustrierte Psychologin im Strafvollzugsdienst verliebt sich im Gefängnis in notorischen Dieb und Betrüger, gibt deswegen ihre sichere Stellung auf, nimmt den Mann zu sich - bis dahin ist die Leserschaft noch auf der heißgeliebten Schadenfreudenschiene - und, seltsam!, den beiden soll es sehr gut gehen. Das ist ein Schlag!

Oder: Eine fast 80jährige reißt mit einem knapp 70jährigen aus dem Altersheim aus - na ja, ist ja ganz witzig! -, und die beiden finden Unterschlupf bei sehr viel jüngeren Hausbesetzern (die von ihren Senioren ganz hingerissen sind) und machen späte Karriere als erfolgreiches Flohmarkt-Verkaufsteam. Noch ein Schlag! Schlimm, daß solche Verrücktheiten auch noch gutgehen!

Es gibt diese Geschichten, wenn auch selten. Eigentlich sind es ja Geschichten aus einer besseren Welt als unserer. Aber eben das ist schwer zu ertragen.

L. de Crescenzo schreibt in seinem hinreißenden Buch »Also sprach Bellavista« sinngemäß, wir heutigen Menschen seien wie gestutzte Engel, wie Engel mit nur noch einem Flügel: wir müßten uns schon umarmen, um uns aufzuschwingen...
So gesehen, sind besondere Liebesgeschichten Engelsgeschichten.

(+++im Gespräch 4/1989)

Die ausgefüllte Woche der Emmi Burger

Sie erzählt: An zwei Tagen in der Woche besuch ich alte Leut. Sie sagt wirklich »alte Leut«, die zweiundsiebzigjährige Emilie Burger, die alle im Besuchskreis der Gemeinde Emmi nennen. Liebevoll und respektvoll zugleich. Sie ist die Älteste unter den sogenannten Besuchdienstlern.

Wenn sie über ihr »Ehrenamt« erzählt (sie findet das Wort eher komisch), kommt sie so richtig in Fahrt. Gestern war sie wieder beim Willi Michel. Ganz trauriger Fall, erzählt sie: Kocht sich nichts mehr, seit seine Frau tot ist. Das ist schon über ein Jahr her. Ich hab ihn gefragt, ob's nicht irgendwo Nachbarn gibt, die ihn gegen Bezahlung mitessen lassen, oder eine Nachbarin, die ihm ein-, zweimal in der Woche »was in die Röhre schiebt«. Nee, hat er gesagt, is nich. Erstens hätten sie immer sehr zurückgezogen gelebt, er und seine Frau, und keine Nachbarschaft gepflegt. Und zweitens würden drumherum meist jüngere Leut wohnen, die genug mit sich selbst beschäftigt sind, mit ihrer Arbeit, mit ihren Kindern.

Emmi hatte ein Erfolgserlebnis. Sie hat gestern Herrn Michels Essensprobleme fürs erste gelöst. Sie hat ihn vom »Essen auf Rädern« überzeugt, das vom Diakonischen Werk angeliefert wird. Jeden Tag eine warme Mahlzeit. Besser als nichts, meint Emmi. Lieber wäre ihr gewesen, sie hätte ihn dazu bewegen können, zum Mittagstisch in die Altentagesstätte zu gehen. Dort essen jeden Tag ein paar ältere Menschen aus der Umgebung miteinander und bleiben dann einfach noch ein bißchen beisammen. Emmi sieht ein, daß der Weg für Herrn Michel etwas zu weit wäre. Und einen Fahrdienst haben wir in der Gemeinde noch nicht; aber unser Pfarrer — so erzählt sie weiter — hat schon eine Stelle für einen Zivildienstleistenden für eben diese Aufgabe beantragt.

Wie sie als kirchliche Besuchsdienstlerin so ankommt, frage ich sie, und sie antwortet ohne Umschweife, selbstbewußt: Ich glaube, ich kann manchmal besser überzeugen als die Jüngeren. Gerade auch, wenn das Gespräch religiös wird. Ich hab ja Zeiten erlebt, in denen sie Gott nicht ernst genommen haben. Ich hab doch erlebt, wohin's die Gottlosen gebracht haben, was sie angerichtet haben. Es ist ein Wunder, für das ich dankbar bin, daß wir noch leben, daß ich lebend aus dem Keller herausgekommen bin und die Bomben und den Hunger überstanden hab. Mit älteren Leuten verbindet mich oft diese Erfahrung. Und die Jüngeren, die sind eigentlich immer ziemlich neugierig und wollen wissen, wie das war im Krieg.

Doch, Emmi ist sich sicher, daß sie Alten und Jungen etwas zu sagen hat. Ob sie Sophie Kleim morgen so weit bringt, mitzukommen zum Alternachmittag im Gemeindehaus, weiß sie noch nicht. Frau Kleim muß unter die Leut kommen, weiß sie aber bestimmt: Die sitzt in ihrer viel zu großen Wohnung verloren herum, und manchmal scheint sie zu trinken — behaupten wenigstens die Leute im Haus. Wenn sie irgendeine vernünftige Aufgabe bekäme, ginge es ihr bestimmt besser. Seit die Senioren der Gemeinde den Alternachmittag fast ganz in eigene Regie genommen haben, wurde ein ausgeklügeltes System von Aufgaben und Zuständigkeiten entwickelt, wie ich staunend höre. Es gibt Themenschwerpunkte das Jahr über, und für jeden ist eine andere Seniorengruppe verantwortlich: Die einen planen den Schwerpunkt »Die richtige Ernährung im Alter« und laden Fachleute als Referenten ein, andere haben einen Rentenfachmann gewonnen für Fragen der wirtschaftlichen Ausstattung im Alter, eine Gruppe bereitet die beiden Seniorenfahrten vor, eine andere sammelt Material über »altersgerechtes Wohnen«, einige planen das Sommerfest. Und so weiter. Jeder kann seiner Begabung gemäß mitmachen — oder eine Begabung entdecken, und sei's mit siebzig.

Emmi ist ziemlich ausgelastet, wie mir scheint. Sie halte sich fit, erzählt sie lachend, bei der samstäglichen Seniorengymnastik; die Gemeinde hat Glück: Eine Kirchenvorsteherin ist Krankengymnastin und bietet in den Gemeinderäumen allerlei Bewegungsübungen an. Es muß dabei eher heiter zugehen. Wer rastet, rostet Davon ist

Emmi überzeugt Und: Es gibt nichts Schlimmeres, als wenn man als älterer Mensch nicht mehr über sich selbst bestimmen kann. Deswegen geschieht der größte Teil der gemeindlichen Altenarbeit per Selbstorganisation. Unser Pfarrer ist doch letztlich froh, wenn er nicht alles machen muß. Wenn's einen besonders schwierigen »Fall« in der Gemeinde gibt, geben wir ihm einen Tip, und er schaut vorbei. Zu hohen Geburtstagen geht er ja auch. In den Seniorenclub laden wir ihn oft ein, bitten ihn um eine Andacht oder ein Referat.

Sie, die Emmi Burger, scheine selbst keine Familie zu haben, frage ich: sonst hätte sie wohl kaum so viel Zeit. Doch, zwei Söhne habe sie, sogar in der gleichen Stadt Und dann Sätze, die mich anrühren: Ich freu mich immer, wenn ich die Kinder seh. Natürlich könnten sie noch öfter kommen. Aber es macht sie immer ein bisschen verlegen, wenn sie bei mir sind. Sie meinen immer, sie wären mir »was schuldig«. Das lassen sie sich nicht ausreden.

Doch, sie imponiert mir, diese Emmi Burger mit der ausgefüllten Woche, mit dem sinn-erfüllten Alter.

(+++im gespräch 4/1984)

Vertrauen lernen...

Mein Kindheitsfreund hieß Albert und wohnte zwei Häuser weiter. Wir wurden miteinander eingeschult, fast jeden Tag spielten wir miteinander — vornehmlich in den vielen abenteuerlichen Trümmergrundstücken. Manchmal war es wirklich gefährlich. Da haben wir uns gegenseitig Mut gemacht. In der 4. Klasse gab uns eines Tages der Lehrer auf, wir sollten uns daheim eine heitere Gespenstergeschichte ausdenken und sie anderntags in der Klasse erzählen. Er setzte einen Preis für die beste Geschichte aus: eine Tafel Schokolade. Beim Mittagessen war die ganze Familie eingespannt, und so trugen wir Stück für Stück eine unheimlich spaßige und ein bißchen schaurige Geschichte zusammen. Die Handlung habe ich längst vergessen, nur dieses nicht: nachmittags wollte Albert unbedingt meine Geschichte hören. Wir saßen auf einer Trümmermauer, und ich erzählte meine Geschichte, und wir lachten und gruselten uns. Anderntags in der Schule meldete sich Albert als erster -und erzählte meine Geschichte. Meine Geschichte! Ich saß wie vom Schlag gerührt, meldete mich gar nicht mehr erst und war tagelang irgendwie krank. Meine Mutter erzählte der Gannachbarin davon: „Wie gehässig doch schon Kinder zueinander sind!“ - „Daraus kann Ihr Bub fürs Leben lernen“, sagte die Nachbarin.

Ach ja, die Schokolade hatte Albert auch noch gewonnen.

In einem Gottesdienst, den ich einmal in einem Odenwalddorf hielt, beobachtete ich, daß sich die Männer während der Gebete ihre Hüte und Mützen vor die Gesichter hielten. Später erklärte mir der junge Organist: „Das tun sie für den Fall, daß sich ihre Augen beim Beten zufälligerweise doch einmal öffnen; Sie kennen doch sicher auch

den Vers >Laß ruhn zu deinen Füßen dein armes Kind. Es will die Augen schließen und glauben blind<. So denken die Leute hier noch.“

Es gibt wohl ein Vertrauen, das sich blind macht für die Welt, um gerade so einen Blick auf die Herrlichkeit Gottes zu erhaschen.

„Mutti, ich bin 19!“ schrie Marianne ihre Mutter an. Die Mutter ist eine alte Freundin von uns. Ich wollte sie nach ihrer Scheidung wieder einmal besuchen, sehen, wie sie mit allem fertig wird. Bis zur Silberhochzeit hätte noch weniger als ein halbes Jahr gefehlt. Schon im Treppenhaus hörte ich die beiden Frauen, Mutter und Tochter, miteinander schreien. Ich war gerade an dem Tag und in dem Augenblick gekommen, als auch Marianne von daheim wegging und zu Freunden zog. Die Mutter war fassungslos: „Wovon will das Kind denn leben?“ Marianne: „Mutti, ich bin kein kleines Kind mehr, ich bin 19 und weiß, was ich tu!“ - „Das Abitur hättest du dieses Jahr noch machen sollen - und wenn du mal krank wirst, bist du nicht versichert!“ - „Ich habe gute Freunde, die lassen mich nicht hängen.“ - „Laß mir wenigstens deine Adresse da!“ - „Später Mutti! Die erste Zeit will ich Abstand haben.“ –

Das Gespräch nach Mariannes Weggang war herzerreißend. Die Mutter, tief scheidungs geschädigt, ohne jedes Zutrauen in die Verlässlichkeit der Menschen (insbesondere der Männer), konnte nicht verstehen, daß ihre Tochter nach alledem wieder auf diese Karte setzte - und das noch weniger abgesichert als dereinst die Mutter!

Manche jungen Leute haben ein an Leichtsinn grenzendes Vertrauen in die Menschenfreundlichkeit des Lebens, in die Freundschaft. Ein Vertrauen, das die Älteren, die sich gegen fast alle Risiken des Lebens sozial abgesichert haben und die darin oft den Sinn ihres Lebens und Arbeitens sehen, provozieren muß. Ich wünsche Marianne Glück.

Auch ich hatte „unser' Luis“ gern. Sie war im Frauenkreis unser Star gewesen. Ihre selbstgedichteten Lieder zu allen Festen und Feiern waren traumhaft treffend und gewitzt. Daß sie nun, kaum 50 Jahre alt, an „ihrem Krebs“ sterben sollte, schien uns alle in einen Abgrund zu stürzen: ihren Mann, ihre drei Kinder, alle, die sie kannten, mich eingeschlossen. Ich wollte ja dagegen ankämpfen, aber als ich ihren Mann immer wieder schluchzen hörte, sie solle ihn doch noch nicht verlassen, und die Kinder „Gute Mama!“ riefen, da kamen mir die Tränen, so massiv wie selten.

Die Luis' sah mich unnachahmlich streng und liebevoll an und sagte deutlich hörbar: „Ihr müßt all viel mehr Vertrauen haben. Besonders Sie, Herr Pfarrer!“ Zuletzt tröstete die Luis' uns, nicht wir sie, wie's wohl richtiger gewesen wäre. Doch, sie war ein besonderer Mensch, und ich hatte sie einfach gern.

Zurückblickend muß ich sagen, daß ich mit dem Vertrauen die seltsamsten und widersprüchlichsten Erfahrungen gemacht habe. Manchmal war es schön, ins Vertrauen gezogen zu werden, manchmal war es eine Last. Manches Vertrauen habe ich wie selbstverständlich in Anspruch genommen und darin nicht genug gewürdigt, daß mich Vertrauen beschenkt. Manchmal konnte ich der Erfahrung gebrochenen und mißbrauchten Vertrauens Wert beimessen: mir schien, daß derlei einfach Reifungsschritte sind. Vor allem scheint mir, daß ich immer wieder Anfänger im Vertrauen bin - auch wenn ich noch so viel „geübt“ habe (dabei habe ich von den Odenwälder Männern gelernt). Und dann gibt es Situationen, in denen sich alles Leben auf zwei Möglichkeiten reduziert: wo ich entweder nur vertrauen kann - oder nicht. Und da ist Vertrauen eine Erfahrung, die zu Gott hinführt. Deswegen glaube ich, daß sie von ihm kommt.

(+++im gespräch 1/1989)

Das habt ihr mir getan!

„Wer ist wie der Herr, unser Gott“, hatten sie wieder nach dem Passahmahl gesungen. Als Hausvater hatte Rabbi Achjan den ersten der vier Becher Wein gesegnet, bevor er eines der drei ungesäuerten Brote brach. Dann fragte sein Jüngster - es mußte immer der jüngste im Hause sein - nach dem Sinn des Festes; und Achjan erzählte, warum Türpfosten und Oberschwelle mit dem Blut des Passahtieres bestrichen werden, erzählte die Geschichte des ersten Passahmahles in Ägypten.

Es war wie jedes Jahr. Drinnen. Draußen: die Stadt Jerusalem wie im Fieber. Da kursierten wüste Gerüchte von Aufruhr und Befreiung von den Besatzern. Von seinen Freunden im Hohen Rat wußte Achjan, daß wieder einmal ein falscher Prophet und darum falscher Alarm gewesen war. Der Schwindler sei überführt. Trotzdem. Überall Soldaten. Es kursierten auch reißerische religiöse Schriften. Ein angeblicher „neuer Esra“ hatte geschrieben, Gott und seine Schöpfung seien alt und müde geworden - daher die schlimmen, gottlosen Zustände überall im Lande. Es werde bald ein böses Erwachen geben. Und mit dem Erwachen das Ende. Das endgültige Aus für die Welt und die Menschen.

Irgendwie hatte die Unruhe auf Achjan übergegriffen. Es lag etwas Unheimliches in der Luft. Längst war es Tag geworden, aber die Öllampe flackerte noch und Achjan war noch nicht fertig mit dem 21. Psalm. Er hatte ihn ein übers andere Mal gelesen und halblaut meditiert. Hängengeblieben war er an den Worten: „Herr, erhebe dich in deiner Kraft, so wollen wir singen und loben deine Macht“. Um die Erhebung Gottes hatte Achjan gebetet, damit es Ruhe würde. Von seinem Lehrer, dem ehrwürdigen Rabbi Josija, wußte Achjan: In dieser Bitte steckten dicke Brocken religiösen Urgesteins. Als Israel ins gelobte Land gekommen war, traf es auf heidnische Völker, an denen vieles anders war. Besonders eigentümlich aber mutete die Israeliten an: die Heiden pflegten ihren Göttern Ruhe zu gönnen. Schlaf. Vor allem die Götter der Natur, der Vegetation, waren einen Teil des Jahres offensichtlich weg. Erst wenn wieder das Blühen anfang in Kanaan, fing Baal wieder zu herrschen an. Mit dem neuerlichen Absterben der Natur

ging auch der Gott wieder zur Ruhe. Bis zum nächsten Mal. Wie verzweifelt hatten sich die Baalspriester bemüht, ihren Gott zu wecken, als Elia sie auf dem Karmel herausforderte. Vergebens. Elia machte sich lustig über den schlafenden Baal. Keck hielt er der Übermacht entgegen, was dann — in anderen Worten — zu einem Teil des Bekenntnisses der Juden wurde: Unser Gott ermattet nicht, unser Gott schläft und schlummert nicht!

Später hatte Israel oft gegenläufige Erfahrungen gemacht, erlitt die scheinbare oder tatsächliche Abwesenheit Gottes bei den Menschen. In tiefer Not wurde die Bitte laut: Erhebe dich, Gott! Und den verzweifelten Frommen war vielleicht ganz egal, daß sie da so redeten, wie einmal die Heiden geredet hatten. Alter Glaube und alte Verzweiflung steckte in der Bitte um Gottes Erhebung: Gott ist da und doch nicht da. Ein Bild aus der Welt der Gleichnisse, die wir uns von Gott nicht machen sollen, die aber selbst die Frömmsten manchmal brauchen. Nicht Gott braucht sie, wir brauchen sie, damit Gott in unseren Erfahrungen vorkommen kann.

Das alles wußte Rabbi Achjan. Und trotzdem wünschte er die Erhebung Gottes herbei: Möglichst noch am selben Tag. Damit die unheilvolle Spannung, die Verzweiflung und die Gewalt endlich aufhörten in der Stadt.

Der Lärm auf der Straße riß Achjan aus seinen Gedanken. Er rannte hinaus und sah einen, den die Soldaten vor sich herstießen. Eine große Menschenmenge dahinter. Die übliche Hinrichtungsprozession aus Gemeinheit und Betroffenheit. Achjan wußte nicht, warum er sich dem Zug anschloß. Erst zögernd, doch dann mitschiebend, drängend. Als er sah, wie sie auf dem Schädelberg das Kreuz hochzogen und den Menschen daranhingen, da durchzuckte es ihn: Die Erhebung Gottes heute! Dieser Gedanke, den er nicht in seiner Gewalt hatte, sollte ihn nie mehr verlassen. Achjan suchte fortan die Begegnung mit Menschen, die ihn, den Gekreuzigten, gekannt und begleitet hatten. Er fragte sie, ob der Gekreuzigte auch so etwas wie die Erhebung Gottes herbeigewünscht habe, und erfuhr: Der Mann aus Galiläa hat nie gesagt „Erhebe dich, Gott, in deiner Kraft“; aber zu manchem, der im Dreck vor ihm lag, hat er gesagt: „Erhebe dich!“ Die gedemütigte Hure und den unendlich oft aus den Dörfern vertriebenen Aussätzigen hat er aufgerichtet, auf die Füße gestellt. Hat auf die Belächelten gezeigt, wie auf etwas, das aus allem herausragt. Hat zum Krüppel gesagt: Erhebe dich in deiner Kraft! Und nimm von meiner Kraft, wenn deine nicht reicht!

Er, der Gekreuzigte, habe andere erhoben, indem er ihnen diene. Immer wieder habe er gesagt: „Als Diakon, als Diener, bin ich gekommen, nicht um zu herrschen“.

Achjan feierte das Passah nicht mehr. Er feierte fortan andere Feste, die einem galten, dessen Name erhoben ist über alle Namen, weil er das, was unten ist, aufgerichtet hat.

So hängen Passion und Diakonie zusammen. Und wer das begreift, wie Achjan das begriffen hatte, der ahnt, daß uns aus verhärmten Gesichtern der Gekreuzigte selbst ansieht. Deswegen sagt er, wenn wir ein verhärmt Gesicht aufgehellt haben: „Das habt ihr mir getan!“

(+++ im Gespräch 1/1987)

Die lebensgefährliche Rede vom lohnenden und nicht-lohnenden Leben

Hunderte von Neugeborenen, mit einer erheblichen Behinderung zur Welt gekommen, werden jedes Jahr in deutschen Kinderkliniken „lieengelassen“, das heißt, nicht mehr medizinisch versorgt, bis sie sterben. Meist auf Wunsch der Eltern oder zumindest mit deren Einverständnis. „Ein solches Leben hätte nicht gelohnt“, beruhigen sich die Beteiligten, deren Gewissensqualen oft sehr groß sind.

Ich bin zutiefst beunruhigt. Auf einer zu schiefen Ebene gibt es kein Halten mehr. Zu viele heben augenblicklich — aus welchen Motiven auch immer — die Ebene am einen Ende an, und das Leben und der Lebenswert rutschen immer schneller ab. Wie kann die Fahrt noch gebremst werden? Auf wissenschaftlichen Kongressen wird die Tötung von Menschen diskutiert, deren Persönlichkeit durch Krankheit, Unfall, Alter dauerhaft beeinträchtigt ist. „Es gilt, den auf überholter religiöser Grundlage errichteten Begriff der Unverletzlichkeit des Lebens abzulösen durch eine rationale Ethik, die den wissenschaftlichen und kulturellen Erfordernissen der modernen Zeit angemessen ist. Im Rahmen dieser Ethik ist es möglich und notwendig, lebenswertes und lebensunwertes Leben zu unterscheiden und das lebensunwerte zu vernichten“ (aus dem Kongreßbericht des Berliner Gen-Forscher-Kongresses 1986). Nachgedacht wird auch über die experimentelle Verwendung solchen Lebens.

Das Reden vom eigentlich nicht lohnenden Leben, vom noch nicht oder nicht mehr lohnenden Leben, ist längst kein Spekulieren mehr, sondern handelt von Wirklichkeit. Und die Tötungswirklichkeit hat sich einen seriösen Überbau geschaffen: die sogenannte Bio-Ethik; ihre Argumentation klingt überaus vernünftig, sachlich, so richtig wissenschaftlich halt. Der Bio-Ethiker P. Singer rechnet Eltern vor, die einen bluterkranken Jungen bekommen haben: da die Chancen gut stünden, bei einer neuerlichen Schwangerschaft ein Mädchen (bei dem die Bluterkrankheit nicht zum Ausbruch kommen kann) zu bekommen, sei es vernünftig und dem Gesamtglück förderlich, den Jungen zu töten und es mit einer neuerlichen Zeugung zu versuchen.

Die Unverfügbarkeit des Lebens wird nicht mehr ertragen. Freilich, es ließen sich schon immer „Gründe“ gegen den Menschen, gegen das Leben finden, gegen gesundes und krankes - und doch schienen die meisten „Gründe“ endgültig überholt, spätestens, seit in den massenhaften Krankentötungen im 3. Reich hinter ihrer Scheinhumanität die Teufelsfratze zutage trat. Die Leitbilder von „eigentlichen Menschen“, von „richtigen“ Menschen sprachen damals wie heute gegen beeinträchtigtes Leben. Heute ist das Verwertungsinteresse eher noch schamloser offensichtlich, die Verrechnungs- und Austauschlogik und die technische Glücksvorstellung.

Daß es Grenzsituationen gibt, in denen Menschen am Leiden anderer Menschen fast zugrunde gehen, steht außer Zweifel. Aber gerade in Grenzbereichen versagen Regeln, die mit dem Anspruch wissenschaftlicher Sicherheit auftreten. Einen Menschen sozusagen wegzuwünschen, weil ich unter seinem Leiden leide und ihm - und mir - nicht helfen kann. Daß die neue Ethik - die eigentlich eine ganz reaktionäre ist - gegen die Religion polemisiert, ist klar: der wirkungsvollste Schutz gegen diese Ethik war und ist der Glaube, daß Gott *für* das Leben ist, daß auch der Mensch, dessen Gesundheit und Verstand schwinden, von Gott geliebt ist.

Man sollte im Alltag mit den Kategorien „lohnend“ und „nicht-lohnend“ vorsichtig umgehen; die leichtfertige Rede von einem lohnenden oder nicht mehr lohnenden Leben kann andere und einmal auch uns selbst ums Leben bringen.

(+++im gespräch 2/1991)

Meditation über Psalm 103,2:

„Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat.“

Vom Knoten in der Seele

Beides funktioniert nicht: verordnete Erinnerungen und verordnetes Vergessen. Verdrängen läßt sich nicht erzwingen, und Erinnerung stellt sich einfach ein. Manche Bilder würden wir gern loswerden, aber sie tauchen immer wieder auf. Und wir erinnern uns gelegentlich, daß wir einen guten Gedanken hatten, der uns "entfallen" ist und sich trotz aller Anstrengungen nicht mehr einstellt. Vergessen und Erinnern liegen nur bedingt in unserer Macht.

Daher ist die Aufforderung an die eigene Seele: "Vergiß nicht...!" nur ein guter Vorsatz. Früher half man ihm nach durch den Knoten im Sacktuch.

Vergessen kann eine Gnade sein und ein Fluch. Müßte ich wirklich alles "speichern", was mir tagtäglich von morgens bis abends widerfährt, müßte ich verrückt werden. Vergäße ich alle die Elendsbilder, die mir auf die Seele drücken - den Ausgemergelten, der mich vorm Kaufhof um eine müde Mark bittet; die unendlich traurigen Kinderaugen bei der gewaltsamen Abschiebung auf Rhein-Main; die Bilder vom unsäglichen Schweineelend bei den vorsorglichen Schweinepest-Massentötungen; und die tausend anderen Krisen- und Kriegsbilder - , stürbe das Beste in mir ab, mein Gewissen, und ich bliebe meinen Mitmenschen und Mitgeschöpfen noch mehr schuldig. "Vergiß nicht...!" ist also doch mindestens ein Knoten in meiner Seele.

Und die Gottvergessenheit? Die wissenschaftlichen Interpreten unserer Lebensumstände sagen, daß unser Lebensstil tiefergehende, sinnhaft zusammenhängende Erfahrungen generell erschwere, daher auch religiöse Deutungen: etwa die "Dauerabenteuerlichkeit" (so der Soziologe U. Beck) unseres modernen Lebens, das ständige Hetzen und Gehetztwerden von einer Aufregung zur nächsten, die Jagd nach der täglichen ganz besonderen persönlichen Sensation, die Gier, das Leben von einem Höhepunkt zum nächsten leben zu wollen. Das eigentlich Bedrohliche der modernen Risikogesellschaft: längst zu etwas Lusthaftem umgebogen. Wir konsumieren alles, auch das Viele, das uns fertigmacht. Gegen die Übersättigungslangeweile suchen wir die Zerstreuung, die wiederum Langeweile produziert.

Eine Menschheit, die nicht zur Besinnung kommt, scheint Gott zu vergessen. Zumal besagte Dauerabenteuerlichkeit längst in die Beziehungsmuster eingesickert ist: Partner müssen heute einander schon einiges bieten, wenn sie auf Dauer interessant füreinander bleiben wollen.

Andererseits: da ist die unleugbare Unvergessenheit Gottes in den erklärt atheistischen Staaten, die die Erinnerung an Gott systematisch abtöten wollten. Menschen haben eine Gotteserinnerung - zur Not auch ohne religiöse Erziehung. Was mir zweierlei sagt: der unerklärte Atheismus ist für die Gotteserinnerung vielleicht gefährlicher als der erklärte; und: Gott will wohl erinnert werden, nicht vergessen werden - aber er **schaft** sich auch sein Gedächtnis. In puncto Gottvergessenheit müssen wir uns weniger Sorgen um ihn als um uns machen.

Lobenlernen wäre gut für uns. Nachweislich: Dauernd Getadelte werden wie geprügelte Hunde. Ohne Lob verkommt Liebe, misslingt Erziehung, mißrät Kollegialität. Lob läßt andere über sich hinauswachsen, verändert Wirklichkeit und Wahrnehmung von Menschen und Dingen. Aber es bekommt auch mir, wenn ich lobe: ich springe über meinen Schatten, lasse gelten, erkenne an, danke für eine Erfahrung, für eine Geschichte, habe etwas gelernt, Eindrücke geordnet, staune vielleicht, übe Solidarität, habe eine Beziehung, erinnere mich, pflege gute Nachrede.

Ich bin nicht der Herr über meine Erinnerungen, aber Gott kann ich loben wollen. Und erfahre dabei, wie das eine aus dem andern kommt - das Lob aus der Erinnerung und die Erinnerung aus dem Lob - und sich dabei verändert, vertieft, Wertigkeit, "Güte" bekommt. Gott brauchte nicht mein Lob, aber meiner Seele tut es not, Erfahrungen auf Gott zurückführen zu können. So erwächst aus dem Chaos vergessener und unvergessener Bilder Sinn.

(Ev. Kirchenzeitung für Hessen und Nassau 35/1994)

Aus „Brot für den Tag“ (ein Andachtskalender zur Bibellese)

Drei Passionsmeditationen 13.-15.4. 1981

Die Männer aber, die Jesus hielten, verspotteten ihn und schlugen ihn. Lukas 22, 63

Die Szene macht beklommen, weil sie so würdelos ist - gestandene Männer gebärden sich wie wilde Tiere - und weil sie keine einmalige Entgleisung ist: Jesus war nicht der erste und nicht der letzte, der zuerst geschlagen und erst danach „sachlich“ verhört wird, dessen Würde zuerst geschändet wird, bevor über seine Lebens- oder Verurteilungswürdigkeit verhandelt wird.

Daß — der Ordnung halber — dem Kreuzweg der Instanzenweg noch vorgeschaltet wird und daß dem offiziellen Verfahren folgt, was ihm auch schon vorausging, nämlich Schläge und Spott, zeigt nur: Die Leute bleiben sich und ihrer Natur unheimlich treu, zur Not auch gegen das Recht oder neben dem Recht oder - wie hier - im Einklang mit der Rechtsprechung. In ihrer Qualität sind die illegalen Schläge vor der ordnungsgemäßen Verurteilung nicht unterschieden von den legalen Schlägen später. Sie zeigen nur, wie relativ Recht und Ordnung sind und wie wenig sie Menschen zu verändern vermögen.

Auch wenn Pilatus später standhaft geblieben wäre: die Passion, die mit diesen Schlägen begann, wäre nicht aufzuhalten gewesen. Die Grenze war schon überschritten. Es wäre leicht, sich für besser zu halten als diese Schläger und Spötter. Doch besser wäre es, gegen sich selbst wachsam zu werden. Wir blicken in Abgründe des menschlichen Herzens. Und wessen Herz kennt sie nicht? Doch nicht nur die Schläger bleiben sich treu, sondern auch Jesus, der sich nicht zu Gegen-Zorn, Gegen-Haß, Gegen-Gewalt provozieren läßt. Angesichts gleichbleibenden Hasses macht seine gleichbleibende Liebe Hoffnung.

Gebet: Herr, wir schlagen und spotten und nehmen unsere Rechtfertigung aus der Wut und den Verwünschungen der Geschlagenen und Verspotteten, wollen unsere Opfer auf unser Niveau bringen. Deine Liebe läßt sich durch uns nicht klein machen. Wir danken dir, daß du deine Liebe gegen uns durchsetzt. Amen.

Und als Pilatus vernahm, daß Jesus unter des Herodes Obrigkeit gehörte, sandte er ihn zu Herodes. Lukas 23,7

Vom Hohen Rat zu Pilatus, von dort zu Herodes und wieder zurück zu Pilatus — und immer wieder die „Öffentlichkeit“ mit ihrem Votum dazwischen: Jesus muß durch zahlreiche Instanzen, wird von einer zur andern „weitergereicht“. Nicht nur, weil unter uns alles seine Ordnung haben muß, weil menschliche Gesellschaften abgestufte Zuständigkeiten haben (was freilich — wie man sieht — auch nicht unbedingt Gerechtigkeit verbürgt). Sicher auch nicht nur, weil die Evangelisten uns zeigen wollten, wie es aussieht und ausgeht, wenn Verantwortung auf- und weitergeschoben wird.

Ich glaube, es geht um noch Grundsätzlicheres. Hier zeigt sich, wie sich das schlechte Gewissen, die Schuld, ja die Sünde Verbündete schaffen, indem sie Mitschuldige suchen und machen. Schuld, Sünde: Sie bleiben nie beschränkt auf einsame Gedanken oder Wünsche eines einzelnen; sie verstricken immer, und sie werden meist erst offensichtlich als unentwirrbares Knäuel aus Verstrickungen von Verführern und Hineingezogenen, Hauptschuldigen und Mittätern. Die Grundform war - freilich in einfacherer Weise - schon im ersten Sündenfall abgebildet.

Ich glaube, Gott läßt seinen Sohn durch all diese Instanzen gehen, damit die Totalität **dieses** Sündenfalls, dieses Sich-Vergehens an Gott, unabweisbar zutage tritt: Keine geistliche und keine weltliche Obrigkeit und keine Öffentlichkeit kann sich heraushalten. Auch die, die vielleicht nur zuschauen wollen, und die, die sich aus der sicheren Distanz ihres Amtes „sachlich“ mit der Angelegenheit befassen wollen, werden in furchtbarer Weise mit hineingezogen.

Gebet: Großer Gott, wir lassen die Dinge schleifen, lassen den vielen kleinen Verstößen gegen die Liebe ihren Lauf, bis die Schuld so kompliziert, so groß geworden ist, daß wir ihrer nicht mehr Herr werden. Gib, daß wir rechtzeitig übersehen, wofür wir um Vergebung bitten müssen. Amen.

... aber Jesus übergab er ihrem Willen. Lukas 23, 25

Das hat Pilatus getan: dem Willen der Schreier nachgegeben, Jesus ihrer Willkür ausgeliefert. Über Pilatus ist viel nachgedacht und geschrieben worden, über die möglichen Motive und den Hintersinn seiner Entscheidung. Er wurde gedeutet als großer Schwächling oder als geschickter politischer Taktierer oder als tragische Gestalt.

Ich glaube, er ist so politisch, so schwach oder eine so tragische Gestalt wie eben du und ich auch. Denn er ist einer, der nein sagen wollte und doch ja sagte. Wir haben jeden Tag solche Pilatus-Erlebnisse, wenn wir ganz ehrlich sind — abgesegnet durch viel Weisheit: weil doch der Klügere besser nachgibt (das erklärt eher, warum vieles in unserer Welt so heillos verworren ist); oder weil uns die Seelen- und Verhaltenskundigen unserer Tage einbläuen, Intelligenz sei vor allem Anpassungsfähigkeit an die Erfordernisse der jeweiligen Lage.

Insofern wäre Pilatus ein Vorbote des allseits anpassungsfähigen modernen Menschen: Nach den Maßstäben der Welt, auch der heutigen, hatte er hochgradig intelligent und taktisch klug gehandelt. Nur: Im Nachhinein sah es ganz anders aus. Pilatus wurde bald darauf von seinem Posten abgelöst; und was wie eine schlaue Geste des Römers gegenüber den Juden aussah, endete kaum ein Menschenalter später damit, daß Jerusalem ein Trümmerfeld wurde. So gesehen, war die Opferung Jesu sinnlos.

Pilatus verhält sich ganz banal. So wie wir. Menschen wie Pilatus herrschen über Menschen wie Pilatus. Das endet allemal an einem Kreuz.

Gebet: Ich bete, Gott, den Alten nach, weil ich's so nötig habe wie sie: Erforsche mich, Gott, und erfahre mein Herz, prüfe mich und erfahre, wie ich's meine. Ich lebe vieldeutig, bin vieldeutig. Stärke das in mir, was einhellig sein möchte. Amen. (vgl. Ps. 139)

Aus „Mit der Bibel durch das Jahr“ (tägliche Bibelauslegungen beim Kreuz Verlag)

Für 25. und 26. Dezember 1982

Matthäus 2,1-12:

2 Da Jesus geboren war zu Bethlehem im jüdischen Lande zur Zeit des Königs Herodes, siehe, da kamen Weise vom Morgenland nach Jerusalem und sprachen: ²Wo ist der neugeborene König der Juden? Wir haben seinen Stern gesehen im Morgenland und sind gekommen, ihn anzubeten. ³Da das der König Herodes hörte, erschrak er und mit ihm das ganze Jerusalem ⁴und ließ versammeln alle Hohenpriester und Schriftgelehrten unter dem Volk und erforschte von ihnen, wo der Christus sollte geboren werden. ⁵Und sie saßen ihm: Zu "Bethlehem im jüdischen Lande; denn also steht geschrieben durch den Propheten (Micha 5, 1): ⁶«Und du Bethlehem im jüdischen Lande bist mitnichten die kleinste unter den Städten in Juda: denn aus dir soll mir kommen der Herzog, der über mein Volk Israel ein Herr sei.» ⁷Da berief Herodes die Weisen heimlich und erkundete mit Fleiß von ihnen, wann der Stern erschienen wäre, ⁸und wies sie nach Bethlehem und sprach: Ziehet hin und forschet fleißig

nach dem Kindlein; und wenn ihr's findet, so sagt mir's wieder, daß ich auch komme und es anbete. ⁹Als sie nun den König gehört hatten, zogen sie hin. Und siehe, der Stern, den sie im Morgenland gesehen hatten, ging vor ihnen hin, bis daß er kam und stand oben über, wo das Kindlein war. ¹⁰Da sie den Stern sahen, wurden sie hoch erfreut ¹¹ und gingen in das Haus und fanden das Kindlein mit Maria, seiner Mutter, und fielen nieder und beteten es an und taten ihre Schätze auf und schenkten ihm Gold, Weihrauch und Myrrhe.

¹² Und Gott befahl ihnen im Traum, daß sie nicht sollten wieder zu Herodes gehen, und sie zogen auf einem andern Weg wieder in ihr Land.

Die drei Weisen

Die drei waren vermutlich Magier aus Babylonien. Leute, die ein uraltes Geheimwissen verwalteten: vom Sinn der Gestirne und ihrem Zusammenhang mit den Weltereignissen. Sie sind die entfernten Vorfahren der Forscher und Wissenschaftler. Das klingt noch nach im biblischen Bericht: Die drei waren dem Wissen der Allgemeinheit weit voraus; Israel kann und will den Heiland erst aus seinem Wirken erkennen, nicht schon aus seiner Geburt. Anders die drei.

Sie sind kluge Leute - und gehen *dennoch* los, nehmen den weitesten Weg. Den Hirten liegt das Wunder fast vor den Füßen. Auch wir sind übrigens rasch dabei: bis zuletzt schaffen; hastige, letzte Einkäufe; Weihnachtsfeier. Die Magier nehmen den langen Weg zur Weihnacht: ein Unternehmen, irgendwo zwischen Expedition und Prozession angesiedelt, irgendwo zwischen Wissen, Suchen und Sich-führen-Lassen.

Trotz der großen Mühen, die sie zweifellos auf sich nehmen, sind die drei nicht enttäuscht vom Unscheinbaren, das sie sehen. Sie wissen vom Verborgenen in dem, was sie sehen. Ganz anders wir: Unzählige Menschen treibt vor und an Weihnachten die Angst um, »wieder einmal enttäuscht zu werden«. Vielleicht ist die Angst vor Weihnachten so groß, weil wir zu schnell dort sein wollen?

Ich kann mich über die drei Magier nicht genug wundern: Sie reisen zu dem, der ihre Macht brechen wird, der das Geheimwissen überflüssig machen wird - und freuen sich am Ziel. Oder sind sie nicht auch weiser als viele ihrer akademischen Nachfahren? Sie lassen sich und ihr Wissen nicht von Herodes mißbrauchen.

Zugleich sind die drei bei all ihrer Besonderheit konform: Sie entsprechen Gottes Plan. Daß am Ende der Tage welche aus den Völkern nach Jerusalem kommen würden, um ihre Gaben darzubringen, war Israel längst prophezeit. Deshalb beschreibt der Evangelist das Kommen und Gehen der Magier nicht als Spektakel, das es hätte sein können, sondern knapp, nüchtern, wie selbstverständlich.

Die Magier sprechen auch ganz unbefangen vom »König der Juden«, den sie suchen. Sie sind die ersten im Neuen Testament, die Jesus so nennen. So wird er erst wieder in der Passionsgeschichte genannt werden. Dazwischen geschieht das Evangelium.

2¹⁶ Da Herodes nun sah, daß er von den Weisen betrogen war, ward er sehr zornig und schickte aus und ließ alle Knäblein zu Bethlehem töten und in der ganzen Gegend, die da zweijährig und darunter waren, nach der Zeit, die er mit Fleiß von den Weisen erkundet hatte. 17 Da ist erfüllt, was gesagt ist von dem Propheten Jeremia, der da spricht (Jer 31,15): 18 «Zu Rama hat man ein Geschrei gehört, viel Weinen und Heulen; Rahel beweinte ihre Kinder und wollte sich nicht trösten lassen, denn es war aus mit ihnen.»

Kinderfeindlichkeit

Zuzutrauen ist ihm der Kindermord. Der Kaiser in Rom äußerte über Herodes: »Lieber des Herodes Sau als sein Sohn!« Herodes: der Mörder seiner eigenen Kinder; warum sollte die Hemmschwelle gegenüber anderen Kindern höher gewesen sein?

Unsere weihnachtlichen Gedanken und Gefühle blieben unvollständig, wenn Herodes in ihnen fehlte. Er mag die Idylle empfindlich stören. Aber er ist Realität. Das Kind wird halt nicht nur von Engeln bejubelt, von schlichten Hirten bestaunt und von dekorativ-exotischen Magiern beschenkt. An Weihnachten muß auch mit Herodes gerechnet werden.

Erfahrene Seelsorger und Sozialarbeiter wissen es: Gerade über die Weihnachtstage geschieht in vielen Familien manches, das an herodianischen Frevel grenzt. Da bricht oft unvermittelt und mit schrecklicher Vehemenz aus der Fassade des übermäßigen Schenkens und Verwöhnens so etwas wie Kinderverdruß und Kinderfeindlichkeit heraus und macht sich Luft in scheinbar unmotivierten Krachen. Es ist, als empfänden viele plötzlich ihre Kinder als bedrohlich, ihre Freude über das Beschenktwerden, ihre Weise, Weihnachten zu durchleben. Man sollte dies nicht als psychologisches oder nur persönliches Problem bagatellisieren: Es steckt auch etwas vom Nicht-dulden-Können des Kindes darin.

Oder bereitet nicht der, der Kindern Panzer und Pistolen unter den Weihnachtsbaum legt, Kinder auf die Schlachtbank vor?

Das Verbrechen an den Kindern von Bethlehem hat sicher sein Gesicht verändert. Die weihnachtliche Mißhandlung von Kindern geschieht sublimier, Kinderseelen werden auf Raten und getreu den Gesetzen der Marktwirtschaft gemordet.

Herodes ist in gewisser Weise ein recht moderner Mensch, der autonom urteilt und richtet, auch über das Kind, das ihm nicht ins Konzept paßt, das die Selbstgestaltung seines Lebens gefährdet. Die Seelenkundigen unserer Tage behaupten, etwa die Abtreibungswelle unter uns habe in der Tiefe der Seele ähnliche Gründe: die Angst vor Beeinträchtigung. Daß uns Gott an Weihnachten als Kind kommt, rührt uns an. Aber das ist nur die eine Seite. Es macht auch Angst: zuallererst den Selbstmächtigen. »Rahel weint um ihre Kinder.« Weihnachten ist *auch* ein Ort der Klage: über das, was in der Welt möglich ist. Und in uns.

Für 31. Juli – 2. August 1995

Matthäus 7,24-29:

²⁴ Darum, wer diese meine Rede hört und tut sie, der gleicht einem klugen Mann, der sein Haus auf den Felsen baute. ²⁵Da nun ein Platzregen fiel und die Wasser kamen und wehten die Winde und stießen an das Haus, fiel es doch nicht; denn es war auf den Felsen gegründet. ²⁶Und wer diese meine Rede hört und tut sie nicht, der ist einem törichten Mann gleich, der sein Haus auf den Sand baute. ²⁷Da nun ein Platzregen fiel und kamen die Wasser und wehten die Winde und stießen an das Haus, da fiel es und tat einen großen Fall. ²⁸Und es begab sich, da Jesus diese Rede vollendet hatte, entsetzte sich das Volk über seine Lehre; ²⁹denn er lehrte mit Vollmacht und nicht wie ihre Schriftgelehrten.

Sand, nichts als Sand

Auf Sand zu bauen ist gut, wenn man im Zelt unterwegs ist - wie die Ahnväter Israels. Wenn man mit seinen Herden von Wasserstelle zu Wasserstelle und der Vegetation folgend unterwegs ist, ist es praktisch, die Zeltpflocke rasch im lockeren Sand versenken und vor dem nächsten Aufbruch wieder herausziehen zu können. Später, seßhaft geworden, wurde Israel alles, was auf Sand gebaut ist, zutiefst verdächtig. Feste Häuser brauchen festen Grund.

Die große Bergpredigt mündet in ein kleines Gleichnis ein, dessen Bilder und Motive freilich in den Zuhörern Jesu vieles angestoßen haben dürften: Erinnerungen an eine lange Geschichte bis zum sicheren Wohnen im Lande, das Gott seinem Volk gab. An die große Flut. An das Schlimmste, das die Propheten androhen konnten: daß das Haus fallen könnte, das Haus Israel. An gelernte Tradition: die alten Gesetzesbücher endeten jeweils mit Segen und Fluch (3 Mose 26; 5 Mose 28). Auch am Ende des neuen Gebotes stehen Verheißung und Warnung: nur ein Hören, das zum Tun wird, ist klug. Jesu Worte nur zu kennen reicht nicht, ist wie Hausbauen auf Sand.

Die Warnung vor theoretischem Christentum ist bis heute nachvollziehbar. Es macht sich gut, unser Christentum, bei guter Großwetterlage, in Gesetzen und Programmen, in Lehrplänen und Feiertagsansprachen, auf Akademietagungen und bei Familienfesten, sogar noch im akademisch-theologischen Disput. Wenn aber die Stürme kommen, die Armutsstürme und die Flüchtlingsfluten, die Rezessionsunwetter, die Verteilungskampfgewitter, die Verwerfungen in der Arbeitswelt, dann verschwimmt leicht der Standpunkt, dann verläuft theoretisches Christentum im Nu im Sand.

Die Hörer Jesu seien entsetzt gewesen, heißt es. Sie hatten ja gehört, und nun erfuhren sie, daß das Hören, obgleich schon Anspruch und Zumutung genug, nicht reicht. Heilsames Erschrecken ist gut, aber es wäre schade, wenn dadurch die Verheißung überhört würde: Wer hört *und* tut, wird auch bei bösem Wetter nicht »verrückt«.

Wo werde ich stehen, Herr, wenn es hoch heraeht in mir und um mich herum? Hilf mir, dann einen Standpunkt zu haben.

Matthäus 8,1-4:

¹Als er aber vom Berge herabging, folgte ihm viel Volks nach. ²Und siehe, ein Aussätziger kam und fiel vor ihm nieder und sprach: Herr, so du willst, kannst du mich wohl reinigen. ³ Und

Jesus streckte seine Hand aus, rührte ihn an und sprach: Ich will's tun; sei gereinigt! . Und alsbald ward er von seinem Aussatz rein. ⁴ Und Jesus sprach zu ihm: Siehe zu, sage es niemand, sondern gehe hin und zeige dich dem Priester und opfere die Gabe, die Mose befohlen hat, ihnen zum Zeugnis.

Mehr als Gesundheit

Mehr als Gesundheit erwartet der Aussätziige von Jesus. Wer in Israel »rein« werden wollte, mußte vom Priester reingesprochen werden. Aussätziige waren nicht nur von Heilern und Ärzten aufgegeben, sondern auch durch Gesetz von der Gemeinde geschieden. Ihre Krankheit galt als eine Art Schuldhypothek, die sie für ihre Vorfahren abtragen mußten oder für eigene Verfehlungen. Und dieser Zustand war unrein, ließ den Besuch des Tempels und die Berührung mit der Gottesgemeinde nicht zu. Der Aussätziige befand sich in dem, was wir aus gutem Grund einen Teufelskreis nennen. Um rein zu werden, brauchte er die Nähe Gottes. Um sich Gott zu nähern, mußte er gereinigt sein.

Der Aussätziige brauchte mehr als einen Heiler. Er warf sich dem vor die Füße, von dem er Heilung und Heil erhoffte. Der vollmächtig Predigende hatte gesagt: Ich aber sage euch... Der vollmächtig Handelnde sagt nun: Ich will, sei rein! Das erste Handeln Jesu nach seiner Bergpredigt ist deren »praktische« Fortsetzung: nicht nur ein Beispiel für Jesu Menschenfreundlichkeit und grenzüberschreitende Liebe, sondern vor allem auch eine Handlungsform der neuen Gesetzesauslegung.

Vielleicht, weil diese mißverständlich ist - als wolle Jesus das alte Gesetz aufheben -, soll der Geheilte und Reingesprochene weder davon Aufhebens machen noch meinen, er sei nun von allen Regeln des Glaubens frei. Er soll nach dem Gesetz danken, soll gegenüber dem Priester bezeugen, daß Jesus niemand abbringt von der alten Ordnung Israels. Die Reinigungsgesetze sind nicht aufgehoben, aber die Grenzen, die dadurch aufgerichtet waren.

Vom Aussätzigen können wir lernen. Zum ersten: Ich muß schon etwas Besonderes wollen, damit etwas Besonderes geschieht. Aber - zum zweiten - mein Wille genügt noch nicht. Der Aussätziige spricht zu Jesus wie Jesus zu seinem Vater: *Dein Wille geschehe!*

Heilung und Heil zusammen kannst du, Gott, mir geben. Ich weiß, du kannst. Aber willst du auch ? Ich wünschte so sehr, daß du willst. Aber nicht wie ich will, sondern wie du willst...

Matthäus 8,5-13:

⁵ Da aber Jesus hineinging nach Kapernaum, trat ein Hauptmann zu ihm, der bat ihn ⁶und sprach: Herr, mein Knecht liegt zu Hause und ist nichtbrüchig und hat große Qual. ⁷Jesus sprach zu ihm: Ich will kommen und ihn gesund machen. ⁸Der Hauptmann antwortete und sprach: Herr, ich bin nicht wert, daß du unter mein Dach gehst, sondern sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund. ⁹ Denn auch ich bin ein Mensch, der Obriakeit Untertan, und habe unter mir Kriegsknechte; und wenn ich sage zu einem: Gehe hin! so geht er; und zum

ändern: Komm her! so kommt er; und zu meinem Knecht: Tu das! so tut er's. ¹⁰Da das Jesus hörte, verwunderte er sich und sprach zu denen, die ihm nachfolgten: Wahrlich, ich sage euch: Solchen Glauben habe ich in Israel bei keinem gefunden! ¹¹Aber ich sage euch: Viele werden kommen vom Osten und vom Westen und mit Abraham und Isaak und Jakob im Himmelreich sitzen; ¹²aber die Kinder des Reichs werden ausgestoßen in die Finsternis hinaus; da wird sein Heulen und Zähneklappen. ¹³Und Jesus sprach zu dem Hauptmann: Gehe hin; dir geschehe, wie du geglaubt hast. Und sein Knecht ward gesund zu derselben Stunde.

Vom Wesen des Glaubens

Seinerzeit standen in Kapernaum Truppen des jüdischen Königs, des Herodes Antipas; keine Juden, sondern Söldner aus aller Herren Länder (welcher Nationalität der Hauptmann war, wissen wir also nicht). »Heiden« hatten weniger Skrupel, wenn sie vom jüdischen König von der Römer Gnade gegen die jüdische Bevölkerung losgeschickt wurden. Diese Truppe war im Volk nicht weniger verhaßt als der eigene König. Greueltaten wie den Kindermord von Bethlehem traute man ihnen ohne weiteres zu.

Ein Hauptmann dieser Truppe verwickelt Jesus in ein Gespräch von tatsächlich militärischer Kürze und Sprödeheit. Er bittet nicht, sondern schildert einen Notfall. Er trägt an Jesus Vorstellungen heran, die seinem Leben in starren Kommandostrukturen entsprechen. Er schließt von den Möglichkeiten seines Ranges auf Jesu Möglichkeiten. Er hat offenbar das Vertrauen in Jesus, das er auch in seine Macht hat. Befremdend eigentlich.

Aber er ist der Fürsprache fähig. Er ist auch demütig: »Herr, ich bin nicht wert...« So sprach Mose, als Gott ihn berief. Und was er von Jesus glaubt, ist nah an dem, was Juden und Christen vom Schöpfergott glauben: »Wenn er spricht, so geschieht's; wenn er gebietet, so steht's da« (Ps 33,9). Einer, der das Tötungshandwerk betreibt, der in simpler Befehls-Gehorsams-Moral denkt, der nach Geist und Herkunft weit weg von Jesus sein müßte, trifft trotz allem auf merkwürdige Weise das Wesen des Glaubens.

Für Jesu Landsleute sicher eine bitterböse Provokation: so einem räumt Jesus bessere Chancen ein, mit Abraham und Isaak und Jakob zu Tische zu sitzen, als den eigentlich Anspruchsberechtigten. Der in seiner Bergpredigt durch neue Gesetzesvollmacht Israel neu ruft, tut auch den »Heiden« die Türe auf. Leuten wie dem Hauptmann. Oder Leuten wie uns. Neben dieser Perspektive gerinnt das Heilungswunder zu einer einfachen Schlußbemerkung.

Wie der Hauptmann gebetet hätte: Herr, wenn ich schon soviel Macht habe, wieviel mehr mußt du haben! Wenn mein Wort schon soviel bewirkt, wieviel mehr deines!

Aus „Weltweite Hilfe“.

frühere Zeitschrift des Diakonischen Werkes in Hessen und Nassau

Weltweite Hilfe 2/1987:

**Im Lebensnerv getroffen
Nachdenken über AIDS**

Peter war der erste AIDS-Tote, den ich beerdigt habe. Ich habe ihn nicht gekannt, weiß über ihn nur ein paar Lebensdaten, die mir sein Freund erzählt hatte. Weil Peter in dem kleinen südhessischen Dorf zu einer Randgruppe, zu den Homosexuellen, gehörte, waren nur wenige Menschen auf dem Friedhof. Sein Freund war bei ihm geblieben bis zuletzt. Die Gespräche mit Peters Freund gehören zum Belastendsten und Lehrreichsten in meinem Leben. Über Einzelheiten will ich nichts schreiben; was sagbar war, wurde am Grab gesagt.

Aber was dieser Tod in mir angestoßen hat, will ich niederschreiben. Es sind nur theologisch eingefärbte Gedankensplitter, Anfänge eines Nachdenkens, erste Versuche, ein neues Phänomen theologisch einzuordnen, es im Zusammenhang religiöser Grundfragen zu verstehen. Derartiges Nachdenken duldet meines Erachtens in Kirche und Diakonie keinen Aufschub mehr. Auch wenn im folgenden manches vergleichsweise neutralisiert klingen mag - mir ist gleichwohl bewußt, daß Peter, den ich nicht persönlich gekannt habe, in vielen Sätzen vorkommt.

Leben und Tod

Albert Schweitzer tat den Ausspruch: „Ich bin Leben inmitten von Leben, das Leben will.“ Die Wahrheit dieses Satzes wird immer schwieriger, je mehr man über die Aids-Viren weiß. Aids-Viren leben durch geborgtes Leben, sie sind eigentlich nichtlebende biochemische Kommandos für die Herstellung weiterer Viren von der gleichen Art. Aids-Viren schmuggeln sich in die Chromosomen ein. Die Chromosomen enthalten alle Informationen, die nötig sind, um neue Zellen aufzubauen. Aber nun ist eine kleine, falsche Information hinzugekommen; mitten im Lebensprogramm ein kleines Stück Tod! Das Programm, das den Menschen am Leben erhält, bringt ihm den Tod. Nicht gleich, sondern erst dann, wenn die Viren optimale Bedingungen für den Angriff auf den gesamten Menschen vorfinden. Aids-Viren warten 10-11 Jahre, in extremen Fällen 19 Jahre.

Der Tod richtet sich mitten in unserem Lebensnerv ein, deshalb trifft Aids die Forschung an ihrem Nerv: Sie müßte alles vernichten, was sie erhalten will, wenn sie die Aids-Viren treffen wollte. „Dieser Virus ist wie Terroristen, die sich in ein Kinderkrankenhaus schleichen und sich zwischen den Betten verstecken“, sagte kürzlich anschaulich ein Forscher (Dr. M.G. Koch). In Deutschland sind es nach seriösen Schätzungen bereits einige zigtausende Menschen, deren Lebensprogramm schon neugeschrieben ist, ohne daß sie es merken könnten. Zur Zeit kommen auf der Welt täglich 10.000 hinzu. Es ist etwas sehr Grundsätzliches im Gange: ein Umprogrammieren von grundlegenden Schöpfungs- und Erhaltungsprozessen.

Was die Christen schon immer wußten, „Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfängen“, bekommt eine neue Dimension. Bislang war damit gemeint: Es kann uns jederzeit erwischen; wir können mitten aus dem Leben gerissen werden - und dieses Wissen vermochte wenigstens bei einigen, die Demut zu fördern. Jetzt heißt es: Aus der Mitte des Lebens selbst kann der Tod kommen.

Was wird dieses Wissen bringen? Sektiererischen Rückzug, Askese-Gruppen, Selbstkasteiung? Oder organisiertes Nach-uns-die-Sintflut-Verhalten? Lustvoll ausgelebte Apokalypik? Derlei gab es bei allen Epidemien und Seuchen. Verzweiflung so oder so.

Oder kommt eine neue Spiritualität, die Gott wieder beim Wort nimmt, ihn auf sein Wort behaftet: „Suchet mich, so werdet ihr leben“ (Amos 5, 4)? Eine Spiritualität, die noch Kraft hat zur Liebe?

Liebe und Tod

Daß es zwischen Liebe und Tod eine Brücke geben könnte, ahnten schon die Alten. „Lege mich wie ein Siegel auf dein Herz, wie ein Siegel auf deinen Arm. Denn Liebe ist stark wie der Tod und Leidenschaft unwiderstehlich wie das Totenreich“ (Hohel. 8,6). Richard Wagner kleidete den erlösenden Liebestod in musikalische Orgien. Der japanische Skandalfilm „Im Reich der Sinne“, durchaus ein Kunst-Werk, zeigte den zugleich abgestoßenen wie faszinierten Europäern vor einigen Jahren die Aufgipfelung asiatischer Liebeskunst: das sich buchstäblich zu Tode liebende Paar.

Aids macht schockierend bewußt, daß sich Menschen, die sich lieben, umbringen können - **weil** sie sich lieben. Und das betrifft längst nicht mehr nur Homosexuelle. Auch die ganz „normale“ Liebe wird zum Risiko.

Das ist nicht grundsätzlich neu. Lediglich die Dimensionen sind neu. Auf einem Mediziner-Kongreß (am 1. Mai 1987 in Ffm.-Niederrad, veranstaltet von Prof. Dr. med. W. Stille vom Frankfurter Universitätsklinikum) erfuhr ich: 20 % aller Tumorformen bei Frauen und 10 % bei Männern sind - bei langen Latenzzeiten (die die Zusammenhänge verdecken) - durch Viren verursacht. Und so gut wie immer werden die Viren sexuell übertragen. Die innigste Beziehungsform, die das menschliche Leben fortführt von einer Generation in die nächste, bringt auch immer einige Menschen um. Manche Liebende bringen sich ebenso unschuldig wie materialiter den Tod. Bisher nur wenige. Aber das makabre Gemenge von Liebe und Tod wird sich ausbreiten.

Vor diesem Hintergrund wird ein anderer kirchlicher Satz anders als bislang gehört werden müssen: „... bis daß der Tod euch scheidet“. Wer künftig ja sagt zu einem anderen Menschen, der klammert sich an eine Liebe, die die Kraft hat, damit zu leben, daß man unschuldig schuldig werden könnte aneinander - bis zum Tod. Jeder Partner: potentiell Täter und Opfer in einem.

Das macht Aids eben auch so schrecklich. Die Krankheit kommt bei den wenigsten wie ein blindes Schicksal; sie ist so gut wie immer personal vermittelt. Da die Ärzte an der Erkennung und Eingrenzung der Virus-Träger interessiert sind, wird der mögliche Verursacher - so gut wie möglich - rekonstruiert. Menschen, die gerade ihr Todesurteil „HIV positiv“ gehört haben, werden von den behandelnden Ärzten auf einen Weg geführt, auf dem - früher oder später - das Gesicht eines Menschen auftaucht, eines bestimmten Menschen, eines Menschen, den man vielleicht geliebt hat oder noch liebt. Ein furchtbarer Augenblick und ein schreckliches Erkennen! Und wenn man dann dennoch beieinander bleibt - in homo- oder heterosexueller Gemeinschaft -, dann bekommt die Liebe eine ungeheuerere Tiefenqualität: Liebe als das Gegengift gegen Zorn, gegen das Beschuldigen, gegen das Selbstbeschuldigen.

Von Jesus heißt es, er habe die Menschen geliebt bis zuletzt - obwohl sie ihm den Tod brachten. Viele menschliche Situationen werden künftig - die Forscher schätzen, daß die Seuche Aids erst im Jahr 2045 ihren Höhepunkt überschritten haben wird (so kürzlich Priv. Doz. Dr. J. Weyer vom Mathematischen Institut der Universität Köln) - in neuer Weise religiöser Interpretation bedürfen. Wenn die Kirche jetzt versagt bei der seelsorgerlichen Rede von Liebe und Tod, wird sie sich davon wohl nicht mehr erholen.

Buße tun

Das war schon immer das Schwerste am Christentum: „Buße tun“ - oder, in anderer Übersetzung, „umkehren“ - oder, in anderer Übersetzung, „den Sinn ändern“.

Die ganze Kondom-Diskussion z.B. verschleiert nur, daß das Gummi-Ding nur dazu dienen soll, möglichst nichts an der herrschenden Sexualmoral ändern zu müssen. Aber - darüber sind sich alle Koryphäen einig - ohne Einstellungs- und Verhaltensänderungen von Millionen von Menschen gibt es keine wirkliche Eindämmung der Seuche Aids. Eine neue Verantwortungsethik und schlicht mehr Treue müssen zum Zuge kommen. Alle anderen Maßnahmen verpuffen, wenn nicht das passiert.

Einstellungs- und Verhaltensänderungen werden nicht leicht sein. Seit längerem war der Sexus zu Deiner und meiner Privatsache erklärt worden. Das war die scheinbare Befreiung der Sexualität: Mein Bauch gehört mir. Künftig wird Dein und mein Sexualverhalten gesellschaftlich interessant, ja überlebenswichtig.

Werte, Normen, Sinn, auch Religion: ebenfalls seit Jahrzehnten zur Privatsache erklärt! Gefragt an jungen Menschen war ihre funktionale, ihre technische Einordnungsfähigkeit in betriebliche Abläufe. Der Pädagogenstreit um den Berufsschulunterricht kreiste darum: Der Unterrichtsanteil der rein auf technische Anpassung und betriebliche Verwertbarkeit angelegten Inhalte hat ständig zugenommen - zugunsten orientierender, meinungsbildender, personorientierter Inhalte. Und jetzt werden wieder Normen gefragt sein. Und kaum einer hat's gelernt, damit umzugehen.

Auf dem o.g. Wissenschaftler-Kongreß wurde angeregt: Es bedarf einer medienwirksamen Ansprache der Jugend. Man müsse der Jugend sagen: Wir brauchen euch! Ihr seid uns wert und wichtig; deswegen gebt acht auf euch! Mir ging dabei durch den Kopf: Wer soll der Jugend das sagen? Die Parteifunktionäre, die Industriemanager? Die illuminierten Köpfe des öffentlichen Lebens aus der mittleren und älteren Generation werden von vielen Jugendlichen eher als diejenigen gesehen, die die Grundlagen der Zukunft gerade gefährden, die der Umweltvergiftung nicht ausreichend entgegenwirken, die Friedensprozesse nicht wirklich wollen. Was ich meine: Sie haben gegenüber der Jugend unendlich viel Kredit verspielt, die staatstragenden Leute in allen möglichen Institutionen. Wer soll den jungen Leuten glaubwürdig das sagen, was jetzt gesagt werden muß?

Es müßte eine große gesellschaftliche Umkehr hinzukommen. Dabei ist eher zu befürchten, daß durch die Krankheit Aids einige riskante Entwicklungen noch zusätzlich gefördert werden. So erhält die Gen-Technologie den Stellenwert **des** Hoffnungsträgers gegen Aids -und alle Bedenken, die ansonsten aufkommen könnten gegen die zügellosen Übergriffe in die Baupläne des Lebendigen, werden dahinter zurückgedrängt.

Die sozialen Berufe werden sich sehr rasch verändern müssen. Sie werden neu lernen müssen, die Angst vor der Ohnmacht auszuhalten. Horst-Eberhard Richter hat in mehreren Abhandlungen dargestellt, daß eigentlich alle Prozesse der scheinbaren Emanzipation des Menschen von einem alles beherrschenden Gott - und dies im Grunde schon seit dem Mittelalter - darin bestanden, die eigenen Ohnmachtsängste zu verdrängen, um dafür die Illusion der eigenen, gottähnlichen Allmacht umso größer werden zu lassen. „Der psychische Hintergrund unserer so imposant scheinenden neueren Zivilisation ist nichts anderes als ein von tiefen, unbewältigten Ängsten

genährter infantiler Größenwahn“ (Der Gotteskomplex, 1979, S. 29). Wer aidskranke Menschen begleiten will, muß etwas leisten, wogegen wir uns seit der mittelalterlichen Gesellschaft auflehnen: die Angst vor der eigenen Ohnmacht ertragen.

Wir leben von der Verdrängung. Verdrängtes kann aber z.B. nicht vergeben werden. Diese Glaubenswahrheit wird künftig von brisanter Bedeutung sein. Entweder wir lernen, von der Vergebung im Großen und im Kleinen zu leben - oder wir reißen uns noch tiefer hinein.

Diese schreckliche Krankheit bringt manches zutage, nicht nur über die Betroffenen, sondern über uns alle. Sie wird auch an den Nerv unseres Glaubens gehen. Werden wir das durchhalten, trotz allem des Todes Tod zu verkünden?

**aus: Handreichungen für die Predigt zum 1. Advent 1981.
hrsg. vom Diakonischen Werk in Hessen und Nassau**

VORBEMERKUNGEN ZUM PREDIGTTEXT OFFENBARUNG 5, 1-5(6-14)

Text:

Und ich sah: Der Thronende hielt in seiner Rechten eine Buchrolle, die innen beschrieben und außen mit sieben Siegeln verschlossen war. Und ich sah einen gewaltigen Engel; der rief mit mächtiger Stimme: Wer ist würdig, das Buch zu öffnen und seine Siegel zu brechen? Aber niemand konnte antworten: Ich! — weder im Himmel noch auf der Erde noch unter der Erde. Niemand konnte das Buch entrollen und lesen.

Da weinte ich sehr, weil niemand da war, der würdig wäre, das Buch zu öffnen und zu lesen. Einer von den Ältesten aber sprach zu mir: Weine nicht! Sieh, der Löwe aus Juda hat den Sieg errungen, der Nachkomme Davids! Er wird das Buch öffnen und seine Siegel brechen. Und ich sah: In der Mitte vor dem Thron, vor den vier mächtigen Wesen, inmitten der Ältesten, stand ein Lamm, wie ein Opfer, das schuldlos ist. Es hatte sieben Hörner und sieben Augen, die eins sind mit den sieben Geistern Gottes, die alle Lande der Erde überschauen. Und das Lamm trat heran und nahm die Rolle aus der Rechten des Thronenden. Das Lamm nahm das Buch. Da warfen sich die vier mächtigen Wesen und die vierundzwanzig Ältesten vor ihm nieder, und die Ältesten hielten Harfen in der Hand und goldene Schalen, die von Weihrauch, von den Gebeten der Christen, voll waren. Und sie sangen ein neues Lied: Würdig bist du, das Buch zu empfangen und seine Siegel zu öffnen, denn du hast dich geopfert und hast den Menschen die Freiheit erkauft und hast sie durch den Tod zu Gott geführt aus allen Stämmen, Sprachen, Völkern und Reichen. In dein Königtum hast du sie aufgenommen und hast sie zu Priestern gemacht, und sie werden über die ganze Erde herrschen.

Danach hörte ich das Singen vieler Engel, die standen rings um den Thron, um die vier Wesen und die Ältesten her, und ihre Menge war unübersehbar, tausendmal Tausende sangen, zu einer großen Stimme vereint: Würdig ist das Lamm, das gelitten hat! Würdig ist es, Macht zu empfangen, Fülle, Weisheit und Kraft, Ehre, Lichtglanz und Lobpreis! Zuletzt stimmte alles mit ein, was im Himmel und auf der Erde und unter der Erde lebt, auf dem Meer und in den Wassern, mit brausendem Gesang: dem Thronenden und dem Lamm seien Lobpreis und Ehre, Lichtglanz und Macht von Ewigkeit zu Ewigkeit! Die vier gewaltigen Wesen antworteten: Amen! und die Ältesten warfen sich nieder und beteten an.

Bemerkungen:

Dieser Text ist, wie schon Joh. Weiß befand, "mehr gedacht als geschaut": vieles darin sei "sinnlich unvorstellbar" (z.B. wie das Lamm mit den sieben Augen und Hörnern die Buchrolle greift; wie die Ältesten und die Wesen bei ihrer Huldigung niederfallen: mit den Räucherschalen in der Hand usw.). Die Szene ist strukturierter Symbolismus, im weitesten Sinn "Gleichnis" (A. Schlatter). Der Rahmen — himmlischer Gottesdienst — orientiert sich offensichtlich am jüdischen Gottesdienst im Tempel (viele Einzelheiten entsprechen sich, wie Detailexegese zeigt), wie überhaupt die Szene weithin altjüdische Vorstellungen enthält: vor allem auch in der Ankündigung des Löwen aus dem Stamme Juda (vgl. 1 Mo 49,9 f) bzw. des verheißenen Sprosses aus der Wurzel Davids (Jes. 11,1.10). Auch wenn dann der Löwe als Lamm kommt, bleibt der alttestamentliche Bezug zunächst noch klar gegeben: hier dürfte die Passalammtradition Verwendung gefunden haben und die Analogie zur Befreiung aus Ägypten beabsichtigt sein (was u.a. der jüdischen Vorstellung von der Wiederholung der Urzeit in der Endzeit entspricht); aber die christologischen Bezüge mehren sich (vgl. die urchristliche Rezeption der Passalammtradition in 1 Kor 5,7; 1 Petr 1,19; Joh 1,29; 19,36).

An den besonderen, ambivalenten Attributen des Lammes — es trägt an sich sowohl die Zeichen des Leidens als auch die der Macht (so werden die sieben Hörner gedeutet) und der Allwissenheit (die sieben Augen) — identifiziert die christliche Gemeinde das Lamm als ihren Herrn. Das Lamm macht den kenntlich und der Gemeinde erinnerlich, der sich die Herrschaft nicht erkämpft, sondern am Kreuz erlitten hat, dessen Erhöhung in seiner Erniedrigung, dessen Mitherrschaft mit Gott in seinem Dienen den Grund hat. Seine Verletzung ist sowohl seine Legitimation als auch Zeichen der Sünde der Menschen, ihres Widerstands gegen Gott. Insofern trägt das Lamm auch Zeichen von Gericht und Gnade an sich, von Weltversöhnung und — im besonderen apokalyptischen Zusammenhang — der Weltvollendung. Wenn die "sieben Siegel . . . das gesetzlich vorgeschriebene Merkmal eines uneröffneten Testaments" (Weiß) waren, wenn es also in diesem Text um Testamentseröffnung durch das Lamm geht, dann berührt sich diese Vorstellung mit der urchristlichen Tradition eines Erbes, das im Himmel aufbewahrt ist (vgl. 1 Petr 1,4): das Buch mit den sieben Siegeln enthält, was uns als Erbe zugeteilt ist.

Die Testamentseröffnung läßt mehr als nur eine Willenskundgabe Gottes erwarten: der Wille Gottes soll zugleich auf Ewigkeit vollstreckt werden. Die m.E. zentrale Aussage des Textabschnittes ist, daß allein das Lamm zu dieser Testamentsvollstreckung fähig und würdig ist, kein Wesen sonst; keine Menschenweisheit und Menschenmacht spielt beim Finale der Weltgeschichte eine Rolle (hier wird u.a. die Trostqualität dieser Szene für die verfolgte Gemeinde, an die die Vision gerichtet ist, deutlich).

In dem Jubel, der darüber ausbricht, daß nur dieser eine würdig ist - der "erworben (hat), gewonnen von allen Sünden, vom Tod und von der Gewalt des Teufels" (Luther) -, stimmen die Symbolfiguren des Himmels und der Erde zusammen: Mensch und Schöpfung liegen nicht mehr in endlosem Kampf miteinander, kein Streiten mehr geht durch die Schöpfung, Testamentseröffnung als Gottesdienst — mit totaler, vollkommener Begleitmusik!

Predigtmeditation

Die Offenbarung des Johannes ist ein Buch, das in der Kirchengeschichte sehr unterschiedlich gefragt ist. Die Endzeiterlebnisse des Sehers Johannes haben Konjunkturen und Flauten. Nur bei weltuntergangsorientierten Sekten stehen sie immer gleichmäßig hoch im Kurs.

Das liegt, glaube ich, nicht so sehr an den eigenartigen Bildern und Szenen, die Johannes beschreibt. Denn auch Bilderrätsel lassen sich lösen, auch schwierige Gleichnisse lassen sich deuten, auch komplizierte Symbole lassen sich übersetzen. Es muß wohl doch am allgemeinen Lebensgefühl liegen, das uns den Zugang zum letzten Buch der Bibel erleichtert oder erschwert. Es "paßt" nicht immer. Vor allem dann nicht, wenn wir die Dinge wieder einmal in den Griff bekommen haben, wenn unsere Allheilmittel - die Technik und die Marktwirtschaft - alle Welträtsel lösen, wenn wir die Entwicklung steuern, wenn wir die Herren der Geschichte sind. In diesem Hochgefühl ist kein Raum für Endzeitstimmung.

Gegenwärtig hat sie viele erfaßt; was wir über den Weltzustand hören, läßt uns die Welt wie ein Buch mit sieben Siegeln erscheinen — was im landläufigen Sprachgebrauch meint: wir haben gegenwärtig keine Ahnung, wie das alles ausgehen soll. Beispielsweise das Wettrüsten und das Weltflüchtlingsproblem, der Raubbau an der Natur und das Welthungerproblem, in unserem Land: die immer zahlreicheren Aussteiger unter Kindern und Jugendlichen, die immer zahlreicheren Konkurse und Arbeitslosen, dafür ein stetiges Wachstum an Sucht, Rausch, Gewalt. Zusammen mit dem weitverbreiteten Eindruck, daß uns diese Probleme qualitativ wie quantitativ im Grunde über den Kopf gewachsen sind, daß die Politik sie nicht mehr zu steuern vermag, daß auch die bisherigen "Allheilmittel" - siehe oben - am Ende sind, ergibt das: Endzeitstimmung. Depression, bislang als Krankheit behandelt, wird zunehmend gesellschaftsfähig. Und weil - gemessen an dem, was frühere Epochen als weltuntergangsträchtig empfanden - die gegenwärtigen Probleme tatsächlich von neuer Qualität und Quantität sind, hat auch die Endzeitstimmung eine andere Qualität als früher, scheint begründeter denn je: was soll es angesichts von 55 Millionen Verhungerten im letzten Jahr noch an "vernünftigen" Perspektiven geben?; was, angesichts der Eigendynamik der sogenannten Rüstungsspirale?; was, angesichts unserer Finanzflaute, wo wir doch schon zu Zeiten, als es Geld im Überfluß gab, nicht unserer eigenen sozialen Probleme Herr wurden, sie lediglich kaschierten? Es kommt tatsächlich unheimlich vieles zusammen. Unsere Zukunft: ein Buch mit sieben Siegeln.

Wer könnte kommen, um die Welträtsel zu lösen, die Siegel aufzubrechen? Der sogenannte starke Mann? Der Ruf nach ihm wird auch im Endzeiterlebnis des Sehers Johannes laut: der mächtige Löwe aus Juda soll kommen. Doch dann kommt der Löwe als Lamm. Nicht mit mächtigem Gebrüll, sondern gezeichnet von den Wunden, die ihm die Menschen beigebracht haben. Freilich nicht nur ein harmloses, gequältes Lämmchen. Johannes kann es nur in Symbolen sagen, was dem Lamm, das der Welt Sünden trägt, zugewachsen ist: sieben Hörner und sieben Augen, Symbole der Herrschaft, des Wissens. Eben daran erkennt die christliche Gemeinde ihren Herrn wieder, an den Zeichen der Niedrigkeit und der Hoheit, des Duldens und Dienens und der Herrschaft. So kennt sie ihn: als den, der mit Macht Dämonen austrieb und unter seinen Jüngern war wie ein Diener und ihnen die Füße wusch; der den Hunger stillte und den Sturm auch und sanftmütig war und sich abweisen ließ; der wie ein Verbrecher getötet wurde, und den das Grab nicht hielt.

Das seltsame Bild, das der Seher Johannes von diesem Lamm zeichnet, bekommt von daher seine Deutung und Berechtigung: es kommt der, der trägt und an sich trägt, was so gar nicht zusammenpaßt; der die Gegensätze überwindet, das Feindliche versöhnt und so auch die Menschen untereinander und Menschen mit Gott versöhnt.

So einer wird gebraucht, um die sieben Siegel zu lösen, um aufzudecken, was uns bevorsteht. Nur so einer! Andere können es nicht. Deswegen weint der Seher Johannes am Anfang der Szene, weil er befürchtet, es gäbe gar keinen, der die Siegel lösen kann. Nur einer, der Versöhnung an sich trägt, der die Versöhnung ist, kann die Zukunft eröffnen; uns unser Teil zuweisen. Als dieser dann kommt, bricht ein Jubel aus, den Johannes kaum in Worte fassen kann; deshalb faßt er ihn wieder in Bilder: die Symbolgestalten des Himmels und der Erde stimmen einen Lobgesang an, die versöhnte Schöpfung singt und klingt in vollkommener Harmonie.

Unsere Endzeitstimmung bringt uns den Endzeiterlebnissen des Johannes näher, sicher. Doch auffällig ist, daß unsere Visionen atmosphärisch ganz anders sind: bei uns ist gegenwärtig eher Resignation, auch Zorn, auch Zynismus. Dabei war die Ausgangssituation der damaligen Gemeinde, in der Johannes lebte und für die er schrieb, eher noch bedrohlicher: die staatlichen Christenverfolgungen waren grausamer als je, die kaiserlichen Anweisungen waren klar: Vernichten, Ausrotten, Wegradieren von der Landkarte des römischen Reiches! Die Angst war sicher nicht kleiner als unter uns, eher größer. Aber auch das Vertrauen muß größer gewesen sein. Trauen wir dem Lamm, das der Welt Sünde trägt, nichts mehr zu? Trauen wir denen, die als Christen seinen Namen tragen und in seine Nachfolge getreten sind, nichts mehr zu? Trauen wir uns selbst nichts zu?

Vielleicht liegt der Unterschied auch darin: Johannes weiß, daß das Lamm, wenn es das Buch mit den sieben Siegeln öffnet, auch Schuld aufdecken wird, menschliche Bosheit und Gleichgültigkeit. Vor diesem Schuld aufdecken fürchtet er sich nicht; aber er fürchtet sich davor, daß dieses Aufdecken wieder einmal aufgeschoben werden oder unterbleiben könnte. Ohne dieses Offenlegen keine Gnade, keine Zukunft: das weiß er. In dem Buch mit den sieben Siegeln wird es dann auch stehen: alles von der Schuld und alles von der Gnade, wie gnädig Gott an der Menschheit handelt und wie mächtig er ihrer Bosheit widersteht.

Vielleicht sind wir gegenwärtig noch nicht so weit, sperren uns gegen unser Verstricktsein in die Ursachen alles dessen, was Angst macht. Wenn es weitergehen soll, wenn die sieben Siegel gelöst werden sollen, müssen wir bei uns reinen Tisch machen, ehrlich sehen,

- wie halbherzig unsere Hilfe für die Dritte Welt war und ist ("Wir haben nichts zu verschenken!") Dabei könnten wir wissen: Entwicklungsdienst ist Friedensdienst),

- wie halbherzig unsere Anteilnahme an den sozialen Randgruppen in unserem Land war und ist ("Selber schuld!" und "Um uns kümmert sich auch keiner" bekommt mancher zu hören, der mit seiner Arbeit seinen Halt verlor und zum 80.000-Menschen-Kontingent bundesdeutscher Nichtseßhafter hinzugestoßen ist),

- wie halbherzig wir all die Jahre vom Frieden geredet und Versöhnung betrieben haben, z.B. mit Israel oder Polen (das haben wir auf der moralischen Ebene z. B. den

Leuten von der Aktion Sühnezeichen überlassen, auf der wirtschaftlichen dem Handel und den Banken),

- wie halbherzig wir mit der belasteten Umwelt umgegangen sind usw. usw.

Was ich meine: uns fehlt weithin ein maßgeblicher Teil der Voraussetzung zu Versöhnung. Solange dies so ist, werden wir weiterhin technische Lösungen suchen statt menschliche, werden versuchen, durch das Umleiten von Mitteln Umdenken zu ersetzen.

Die Botschaft des Sehers Johannes: der Versöhner, der versöhnte Mensch, die versöhnte Schöpfung haben Zukunft.

Aus der Broschüre „danken und dienen“ – Arbeitshilfen für Verkündigung, Gemeindearbeit und Unterricht 1977, hrsg. vom Diakonischen Werk der EKD

Gemeindegottesdienst zum Thema Adoption:

Ein Kind aufnehmen — Jesus aufnehmen

Vorschlag für einen Gottesdienst zur Adoption

Vorbemerkungen zur Situation

Augenblicklich gibt es in der Bundesrepublik Deutschland noch 33 zugelassene evangelische Adoptionsvermittlungsstellen. Am 1.1. 1977 ist ein neues Adoptionsgesetz in Kraft getreten, durch das Adoptionen fortan nicht mehr durch einen Vertragsabschluß — wie bislang —, sondern durch einen staatlichen Hoheitsakt begründet werden: Das Vertragssystem wurde durch das Dekretsystem ersetzt. Die Forderung des Gesetzgebers nach Besetzung der Vermittlungsstellen mit ausgebildeten Fachkräften wird vermutlich zu einem Schrumpfungsprozeß der evangelischen Adoptionsvermittlungsstellen führen. Wenn die Diakonischen Werke die Notwendigkeit sähen, mehr Fachkräfte für diese Stellen freizustellen, brauchte es zu diesem Abbau nicht zu kommen, der im Grunde kaum verantwortbar ist: Adoptionsvermittlung scheint zu einer Jugendhilfemaßnahme von beträchtlichem Stellenwert zu werden; genug Arbeit gäbe es allemal zu tun.

Freilich wirken die Zahlen der durch evangelische Stellen vermittelten Kinder — gemessen an anderen Jugendhilfemaßnahmen — recht bescheiden. Dabei muß allerdings bedacht werden, daß die Vermittlung auch nur eines einzigen Kindes im Schnitt bis zu 15 Arbeitstage eines Vermittlers beansprucht — und auch dies nur unter günstigen Voraussetzungen: wenn es sich etwa um die Vermittlung eines gesunden Kleinstkindes handelt. Für die Vermittlung von Problemkindern, kranken oder größeren Kindern muß häufig mit dem doppelten Zeitaufwand gerechnet werden. Doch sehen die kirchlichen Stellen im allgemeinen gerade behinderte und schwierige Kinder als ihre besondere Aufgabe an. Wer also die Faszination großer Zahlen sucht, kann sich im Blick auf diesen diakonischen Arbeitszweig leicht täuschen: Adoptionsvermittlung ist

eine ausgesprochen zeit- und kostenintensive Arbeit ohne die heute weithin übliche quantitative Legitimation.

Aber gerade deswegen scheint mir diese Tätigkeit eine solche zu sein, die der Kirche in besonderer Weise aufgetragen ist. Vor diesem Hintergrund müssen die Zahlen aus dem Jahr 1975 gesehen werden, die als neuester statistischer Erfahrungswert vorliegen. Damals wurden bei evangelischen Stellen 480 Kinder zur Vermittlung gemeldet (203 Mädchen, 277 Jungen); von diesen Kindern waren 128 ehelich geboren, 312 nichtehelich, 27 „scheinehelig“, bei 13 Kindern war die Herkunft unbekannt. Nur 18 dieser Kinder lebten noch bei der Mutter, 16 bei Verwandten, 45 waren in Pflegestellen, während die weit überwiegende Mehrheit in Heimen oder Kliniken untergebracht war. 87 Kinder hatten bereits eine mehrfache „Fremdplatzierung“ hinter sich: eine Zahl, hinter der sich gewiß bittere Kinderschicksale verbergen.

Adoption stellt sich — bei allen regionalen Unterschieden — zunehmend als schichtenspezifisches Problem dar. Überwiegend Mütter bis zur unteren Mittelschicht (mancherorts bis zu 20 Prozent Ausländerinnen) geben ihre Kinder zur Adoption frei. Die Zahl der Adoptionsbewerber stieg in den letzten Jahren rapide an. Im Bundesdurchschnitt liegen bei den evangelischen Stellen etwa fünfmal so viele Bewerbungen wie gemeldete Kinder vor, wobei freilich wiederum differenziert werden muß: Die „Nachfrage“ nach gesunden Säuglingen ist gelegentlich zehnmal so groß wie die Zahl der gemeldeten Kinder, während die Vermittlung beispielsweise von behinderten Säuglingen bereits extrem schwierig ist.

Das biblische Profil

> Im Alten Testament

Die Bibel bietet keine speziellen Programme oder Systeme einer Waisenhilfe an. Die Waisen werden — als relativ undifferenzierte Größe — in einem Atemzug mit den „Fremdlingen“ und „Witwen“ genannt; und diese Trias gilt als besonders gefährdete und daher besonders schutzbedürftige Gruppe (z. B. 2. Mose 22,20ff.; Jer. 7,6). Grundsätzlich stellte Adoption vor der Auflösung der großen Familienverbände in Israel kein Problem dar: die Familie stand füreinander ein. Erst in der Königszeit, in der die sozialen Unterschiede zum Teil kraß aufbrechen, wird die religiöse Agitation zugunsten der „Armen“ — vor allem zugunsten der Fremdlinge, Witwen und Waisen — verstärkt notwendig. Die Folgen der Auflösung der Familienverbände mit den daraus resultierenden sozialen Problemen werden im 5. Mosebuch theologisch aufgearbeitet: Darin wird die alte Macht der Väter eingeschränkt, gleichzeitig die Pflicht zur Familienhaftung auf allen Ebenen gelockert oder ganz aufgehoben. Fortan werden „Witwen und Waisen ... der Sorgspflicht der Kultgemeinde anempfohlen“.

Überwiegend wird im AT die Hilfe für die „Armen“ als Rechtsverpflichtung des Volkes gesehen, ist also im gesetzlichen Rahmen angesiedelt; die Hilfe für diese Gruppen hatte Gebots-, ja Drohcharakter (2. Mose 22, 20ff.). Und doch ist daneben niemals ganz das Gefühl dafür verdeckt worden, daß dem Waisenkind nicht nur formal geholfen werden kann, um dem Gesetz zu genügen, sondern in Wahrheit nur durch Liebe und familiäre Geborgenheit. Hilfe für die Waisen wird häufig innerhalb familiärer Denkweisen geübt und geschildert: Hiob kann davon sprechen, er sei den Waisen „ein Vater“ gewesen (Hiob 29,12.16), er habe Witwen und Waisen „von Jugend auf gehalten wie ein Vater“

(31,16f.). Gott selbst wird in solches Sprechen eingereiht — als „Vater der Waisen“ (Psalm 69, 6).

> Im Neuen Testament

Hier lassen sich unschwer einige maßgebliche Akzentverschiebungen dieser Problematik beobachten; zunächst ein noch weiteres Abrücken von einem gesetzlich-formalen Hilfeverständnis.

Jesus hat kein ausgeführtes soziales Programm, weil dies unter Christen, deren Handeln von der Liebe bestimmt sein soll, auch nicht nötig ist. Jesus lehrt vielmehr, grundsätzlich hinter jedem „Armen“, hinter jedem Hilfebedürftigen, ihn selbst zu erkennen (Matth. 25, 40; 26,11)! Folgerichtig kennt die Urgemeinde eine wesensmäßige Solidarität mit den „Armen“, versteht sich selber als „arm“ (2. Kor. 8, 2; 6,10). Schon von daher verbietet es sich für die Gemeinde, zwischen sich und den Hilfebedürftigen ein Gefälle zu sehen, Hilfe als Herablassung zu verstehen. Speziell gegenüber Kindern macht Jesus Herablassung unmöglich. Jesus läßt die Kinder gleichberechtigt an der Gottesherrschaft teilnehmen (Mark. 10,14 par.), kann den Erwachsenen gelegentlich ein Kind als Vorbild vorhalten (Mark. 10,15). Aber noch mehr: Jesus identifiziert sich mit den Kindern, die aufgenommen werden (Mark. 9, 37 par. = Wer ein Kind aufnimmt in seinem Namen, nimmt ihn auf!). Letztlich ist in der Urchristenheit das Kind durch ein Verhalten geschützt, das sich Jesus und Gott verantwortlich weiß.

Die fließenden Übergänge zwischen Jesu Familien- und Gemeindeverständnis stellen die Adoptionsproblematik zusätzlich in ein neues Licht: „Wer den Willen tut meines Vaters im Himmel, der ist mein Bruder und meine Schwester und meine Mutter“ (Matth. 12,50). Jesus propagiert gleichsam religiöse Wahlverwandtschaften, läßt sich selber von denen adoptieren, die den Willen Gottes tun. Folgerichtig versteht sich die Gemeinde als „Gottesfamilie“ (z.B. Hebr. 3,6). Die Christengemeinde lebt aus familiären Verhaltensweisen, die Aufnahme in die Gemeinde kommt einer familiären Aufnahme gleich. Wer in seiner leiblichen Familie keine Heimat hat, soll diese in der Gemeinde finden können.

Die gegenseitige familiäre Annahme, Adoption des Mitchristen ist Inhalt konkreter Lebensregeln der Urgemeinden (vgl. 1. Tim. 5, 2). In diesen Zusammenhang gehört etwa auch die Beobachtung, daß z. B. in den paulinischen Schriften die Aufnahme in die Gottessohnschaft mit Hilfe der Fachterminologie des antiken Adoptionsrechts beschrieben werden kann: Als selbst von Gott Angenommene und in die Sohnschaft Eingesetzte wußten sich die Gemeinden zuständig für diejenigen, die keine Geborgenheit hatten und diese suchten.

Elemente eines Gottesdienstes

> Bei der Umsetzung der theologischen Einsichten ergibt sich ein Hauptproblem: Wie kann verstehbar gemacht werden, daß Jesus selbst aufgenommen wird, wenn ein Kind aufgenommen wird? Daß Gott in einem Kind zu uns kommen kann?

> Es wäre nicht realistisch, den heutigen Kirchengemeinden jene Funktionen zuteilen zu wollen, die die urchristliche „Gottesfamilie“ hatte. Zu kraß sind die strukturellen Unterschiede zwischen Hausgemeinden und Volkskirche. Aber Begleitung und Beratung von potentiellen Adoptiveltern bzw. Müttern, die ihre Kinder zur Adoption freigeben,

gehören zu den genuin kirchlichen Anliegen und Aufgaben, in denen die ursprünglichen urchristlichen Intentionen noch enthalten sind.

> Im Gottesdienst dürfen von Sachinformationen nicht fehlen: Grundlageninformation über das neue Adoptionsgesetz und Konsequenzen für Adoptionswillige und Adoptierte.
> Schließlich sollte als viertes thematisches Element ein aktuelles kirchliches Interesse eingebracht werden: Adoptionsfreigabe als eine christliche Alternative gegenüber der Abtreibung.

Bausteine für einen Gottesdienst

Zwei Textmeditationen

> Meditation I (kürzer) über Johannes 19, 25ff.:

„Es stand aber bei dem Kreuze Jesu seine Mutter und seiner Mutter Schwester, Maria, des Kleopas Frau, und Maria Magdalena. Da nun Jesus seine Mutter sah und den Jünger dabeistehen, den er liebhatte, spricht er zu seiner Mutter: Weib, siehe, das ist dein Sohn! Danach spricht er zu dem Jünger: Siehe, das ist deine Mutter!“

Noch an seinem Kreuz verweist Jesus Menschen aneinander, damit sie nicht allein bleiben müssen.

Aus zwei Einsamen macht er einen Sohn und eine Mutter.

Beiden gilt Jesu Liebe.

Nicht nur einem soll geholfen sein, sondern beiden.

Wo ein Mensch einen Menschen annimmt, da gibt es keinen, der nur gibt, und keinen, der nur nimmt.

So ist es seitdem auch, wenn ein Kind aufgenommen wird:

Wer ein Kind aufnimmt in Jesu Namen, der kann diesem Kind zum Segen werden — und das Kind ihm.

> Meditation II (länger) über Matthäus 12, 47ff.:

„Da sprach einer zu ihm: Siehe, deine Mutter und deine Brüder stehen draußen und wollen mit dir reden. Er antwortete aber und sprach zu dem, der es ihm ansagte: Wer ist meine Mutter, und wer sind meine Brüder? Und reckte die Hand aus über seine Jünger und sprach: Siehe da, das ist meine Mutter und meine Brüder! Denn wer den Willen tut meines Vaters im Himmel, der ist mein Bruder und meine Schwester und meine Mutter.“

Solche Kinder mögen wir nicht,

wenn wir ehrlich sind:

Kinder, die ihre Eltern verleugnen.

Undankbar

nennen wir sie,

wenn ihnen die Eltern nicht mehr gut

genug sind.

Ein unsympathischer Zug an Jesus!

Aber

gibt es nicht auch das andere:

Eltern, die ihre Kinder

nicht zur Entfaltung kommen lassen?

Eltern, die immer nur nörgeln,

ihren Kindern im Wege stehen?

Mütter, die ihre Söhne an den Rockschoßen

behalten wollen?

Väter, die immer hereinreden:
in die Ehe der Kinder beispielsweise?
Eltern, die sich nicht abfinden können
mit den eigenen Wegen, die Kinder gehen
müssen.
Nein,
Jesus weist nicht liebende Herzen ab.
Er weist vereinnahmende Ansprüche ab.
Schon längst war Maria in Sorge um Jesu Weg.
Sie verstand nicht,
warum er redete, wie er redete,
warum er handelte, wie er handelte.
Wo einem die Familie keine Heimat ist,
befürwortet Jesus Wahlverwandschaften.
Da können einem fremde Menschen
näherstehen
als die leiblichen Verwandten.
Unter Christen muß jeder eine Heimat finden
können,
der sonst ungeborgen ist.
Jesus selbst läßt sich adoptieren
von denen, die mit ihm
an Gott glauben.
Sie werden ihm Mutter und Bruder
und Schwester.
Es gibt viele Kinder, viele Menschen:
ungewollt,
ungeliebt,
unverstanden,
unversorgt.
Denen müssen Christenmenschen
Mutter und Vater, Bruder und Schwester
werden können.

PREDIGT

Text: „Und Jesus nahm ein Kind und stellte es mitten unter seine Jünger und herzte es und sprach zu ihnen: Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf; und wer mich aufnimmt, der nimmt nicht mich auf, sondern den, der mich gesandt hat.“ Markus 9, 36 f.

Ein Kind aufnehmen heißt: Jesus aufnehmen, ja, Gott aufnehmen. Das ist eine Gleichung, die nur im Glauben aufgeht. Wo kein Glaube ist, da ist ein Kind halt ein Kind, nicht mehr, aber auch nicht weniger. Aufnehmen in Jesu Namen ist doch noch mehr. Da gehen einem die Augen auf: Hinter jedem Kinderlachen ... und hinter jedem verzweifelten Weinen eines Kindes steckt — irgendwie — Gott. Da ahnt man: Wenn wir dafür sorgen, daß ein Kind selig ist, richtig selig, dann lacht der Himmel mit. Und mit jeder Ohrfeige können wir Jesus beleidigen.

Unsere Kinder: Für den Glauben Gottes Ebenbilder — wie wir alle. Aber was für schillernde Bilder heute!

Da gibt es das verhätschelte, überfütterte und überspannte Ebenbild Gottes, erstickend in Plastikspielzeug, festsitzend vorm täglichen Kinderfernsehen, schon sehr anspruchsvoll und schon sehr unzufrieden. Und da gibt es Gottes kindliches Ebenbild in Kalkutta und anderswo: zwischen Abfällen geboren, in Papierfetzen eingewickelt, zu dünnen Rippen und aufgedunsenem Bauch verurteilt — und mit wenig Zukunft vor sich. Oder: Gottes Ebenbild im totalitären Apparat, von klein auf in Doktrinen getrimmt, schon im Kindergarten altkluge politische Parolen klopfend, verplant und programmiert zur Karriere oder zum Mittelmaß.

Oder: Gottes leidendes Bild in unseren Häusern. Nirgends zeigt sich die Brutalisierung, die schleichende und die offene, ehrlicher als in den kleinen und großen Leidensgeschichten in Kinderzimmern — mitten in unseren zivilisierten Breiten: die geschlagenen kleinen Ebenbilder Gottes, von entnervten, selbst geschlagenen Eltern geprügelt; mißhandelt oft mit dem Besenstiel oder mit dem Feuerhaken; oder zu Tode geprügelt. Die Dunkelziffern sind groß, aber was an Kindesmißhandlungen in jüngster Zeit bekannt wurde, reicht zu der Erkenntnis: Es gibt viel Golgatha in manchen Elternhäusern.

Wir alle sind Gottes Ebenbilder.

Ja, aber Kinder sind das besonders wehrlose Ebenbild Gottes. Deshalb vergreifen sich immer mehr an diesem wehrlosen Bild: Väter und Mütter, gute und böse Onkels, mittelmäßige Kriminelle: Entführer, Erpresser.

Ungeschützt sind Kinder, im Grunde heutzutage immer unschützbarer. Golgatha hinter Spielplätzen, auf Nachhausewegen von Kindergärten oder Schulen.

Und dann noch: das abgetriebene Ebenbild Gottes. Steril und hygienisch einwandfrei abgesaugt oder weggeschnitten. Ein Klümpchen Fleisch, das weggeschmissen wird. Gott im Eimer.

So schillernd das Bild sein mag: Irgendwie passen die Farben, die fetten, satten und die schreienden und die düsteren Farben gut zusammen auf diesem Bild. Seine Spannbreite ist groß: Sie reicht vom verhätschelten bis zum weggeschmissenen Ebenbild Gottes. Sie ist so groß wie die kindlichen Möglichkeiten in dieser Zeit; sie umfaßt das ganze mögliche Maß von Verwöhnung und Stumpfheit in dieser Welt. Es ist auch die Spannbreite der Geschichte Gottes mit den Menschen im Neuen Testament: von den himmlischen Heerscharen in Bethlehem bis zum Schädelberg.

Es fällt schwer, es gleich zu verstehen; aber bei näherer Betrachtung muß ich Jesus zustimmen: Er begegnet uns in besonderer Weise in unseren Kindern; er steht besonders deutlich geschrieben auf ihren Gesichtern, ihren Backen und Bäuchen oder auf ihrem Rücken. Er strahlt und klagt aus ihren Augen, lacht und bittet und schreit aus ihrem Mund. „Aus dem Mund der Unmündigen und Säuglinge“ hat sich Gott Lob zuerichtet (Matth. 21,16). Ja, aber auch seine Klagelieder.

Es klingt verrückt, aber Jesu Worte, zu Ende gedacht, bedeuten: Jede Mutter trägt irgendwie auch Gott aus, bringt Jesus auf die Welt, der angenommen oder verworfen wird.

Wir haben uns in den letzten Jahren daran gewöhnen müssen, daß immer mehr Kinder verworfen werden. Manchmal gewiß unverantwortlich leichtfertig. Oft stehen aber auch

unbeschreibliche Kämpfe, Nöte und Verzweiflung hinter dem Entschluß, ein Kind wegzugeben.

Die meisten Kinder, die im letzten Jahrzehnt in Heime überstellt oder zur Adoption freigegeben wurden, waren unehelich geboren. Die ledige Mutter ist mancherorts halt doch noch ein Skandal: in Straßenzügen, in denen man noch den Nachbarn kennt, in den Dörfern, in Ausländerwohnbezirken. Dabei trägt auch die ledige Mutter Jesus aus!

Die nächstgrößere Gruppe von weggegebenen Kindern kommt aus der Masse der Scheidungswaisen. Die Scheidungsziffern stiegen unter uns schneller als der Preisindex, nur sind wir um den Preisindex noch mehr besorgt. 60 000 bis 65 000 Scheidungswaisen gab es in manchen der zurückliegenden Jahre. Es ist fast zwangsläufig, daß nicht wenige davon auf der Strecke bleiben.

Erschöpft ist längst die Kapazität jener Einrichtungen, die Kinder aufnehmen, die man heute sachlich-bürokratisch „Sozialwaisen“ nennt. Ohnehin konnten Heime den dorthin gegebenen Kindern keine sozial gleichwertigen Entwicklungsmöglichkeiten bieten. Daß der Staat ein neues Adoptionsgesetz erlassen mußte — Anfang des Jahres 1977 —, signalisiert die Anpassung der Gesetze an eine traurige Wirklichkeit. In seiner Radikalität ist das neue Gesetz nur realistisch und konsequent: Das adoptierte Kind ist nun voll und mit allen Rechten in den neuen Familienverband eingegliedert und ist ebenso radikal aus seinem natürlichen Familienverband herausgelöst. Für beide gibt es kein Zurück mehr, weder für die leiblichen Mütter oder Eltern, noch für die Adoptiveltern.

Insgesamt ist die Annahme eines Kindes erleichtert. Das ist ein Angebot. Auch an uns Christen. Ich persönlich sehe in der Freigabe eines Kindes zur Adoption eine echte Alternative zur Abtreibung. Gottes Ebenbild wird so nicht gleich abgetötet, sondern bekommt seine Chance. Deswegen engagiert sich das Diakonische Werk unserer Kirche in Adoptionsvermittlungsstellen: zuerst um der Kinder willen, in denen Jesus zu uns kommen kann; dann um der Menschen willen, die noch Kraft und Liebe genug für ein Kind haben und beides nicht besser investieren können als in ein Kinderleben; und schließlich um Gottes willen, damit sein Bild nicht weiter entstellt wird. Die Ehre Gottes steht auf dem Spiel, wo das Glück eines Kindes auf dem Spiel steht.

Ein Kind aufnehmen in Jesu Namen ... Eine Möglichkeit, die fortan noch mehr Menschen als bisher haben. Aber auch einfach eine Notwendigkeit — angesichts so vieler ungeliebter Kinder. Schließlich auch: ein Risiko.

Aber nur dann, wenn das Aufnehmen nicht ganz uneigennützig war. Manche sagen: Ein Kind annehmen, ja! Aber wir wollen auch sichergehen: Bestimmte geistige Voraussetzungen muß es schon haben, es soll ja einem guten Namen Ehre machen. So denken, das hieße: von einem angenommenen Kind mehr erwarten, als man selbst von einem eigenen Kind erwarten darf. Bedingungen kann man nicht stellen, an kein Kind. Das hieße auch: unsere elterliche Liebe abhängig machen von bestimmten Leistungen, Qualifikationen der Kinder. Nein, die Liebe hat da — streng genommen — keine Wahl.

Auch andere — oft unbewußte — Hintergedanken erschweren das Annehmen eines Kindes. Beispielsweise das Kind als Mittel zum Zweck: Wenn etwa eine kinderlose Ehe so festgefahren ist, daß man sich von einem Kind ein belebendes oder ein

ausgleichendes oder ein vermittelndes Moment erwartet. Ein Kind kann zwar seine Umwelt oft ganz gehörig verändern, aber nicht, wenn es krampfhaft von ihm erwartet wird.

Oder: wenn eigene Kinder nicht so geraten waren, wie es die Eltern gerne wollten; oder: wenn man sein eigenes Kind verloren hat — durch einen Unfall oder eine Krankheit; dann soll das angenommene Kind oft so werden, wie es das eigene Kind nicht war oder nicht werden konnte. Dann ist ein Leitbild da, eine Wunschvorstellung, noch bevor das konkrete Kind da ist. Kinder können zerbrechen an der Macht von Leitbildern.

Die kritischste Zeit zwischen Eltern und Kindern liegt meist um die Pubertät, die Reifungs- und Ablösezeit, herum. Da fühlen sich schon leibliche Kinder oft unverstanden von den Eltern. Angenommene Kinder geraten da manchmal in besonders große Krisen. Sie unterstellen dann gern: Die verstehen mich nur deswegen nicht, weil ich halt doch nicht ihr richtiges Kind bin. Umgekehrt werden da Adoptiveltern vielleicht von Zweifeln über die Richtigkeit ihres Schrittes befallen: Das Kind versteht uns nicht, weil halt doch etwas fehlt zwischen ihm und uns.

Was ich damit meine: Der Stachel des Zweifels wird gelegentlich in die Familie hineinstecken. Aber das passiert in jeder Familie! Welche normalen Eltern plagt nicht dann und wann der Zweifel, ob sie mit ihren Kindern alles richtig gemacht haben, ob sie diese richtig erzogen haben?

Im Grunde sind es unsere eigenen Ängste und Unsicherheiten, die uns oft entgegenstehen, wenn wir ein Kind bejahen und annehmen wollen, ein eigenes oder ein adoptiertes.

Wir haben im Deutschen ein schönes Sprachbild: „ans Herz wachsen“. Ein Kind annehmen in Jesu Namen, das heißt: Es einfach zu sich nehmen, um des Kindes willen, und warten können, bis man sich gegenseitig ans Herz wächst.

„Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf; und wer mich aufnimmt, der nimmt nicht mich auf, sondern den, der mich gesandt hat.“

Deshalb kommt uns Gott in Bethlehem als Kind. Und ebenso wehrlos und ausgeliefert. Es ist Gottes letzter und größter Versuch — und sein riskantester: sich den Menschen auszuliefern und um Annahme zu bitten.

Das ganze Alte Testament hindurch hat er es mit seinen Menschen versucht — im Guten wie im Bösen. Alles ohne durchschlagenden Erfolg. Die Menschen sind nicht milder, nicht sanfter, nicht freundlicher geworden.

Und dann kommt uns Gott ganz menschlich wie nie zuvor — als Kind. Denn wer sich von einem Kind nicht anrühren läßt, nicht zur Liebe provozieren läßt, dem ist eigentlich nicht mehr zu helfen. Eine Welt, die sich über Kinder hinwegsetzt, ist eigentlich nicht mehr zu retten.

In unseren Kindern liegt eine große Chance, in unseren eigenen und in denen, die aufgenommen werden wollen. Gebe Gott, daß wir nicht selbst die nächstliegende Chance vertun, ihm nahe zu sein!
Amen.

